

Prolog

An der Küste von Wales im Jahr 1995

Entgegen seiner Gewohnheit bewegte er sich hastig. Er drehte den Wasserhahn auf und wartete nicht, bis es warm wurde. Eiskalt traf der harte Wasserstrahl seine Arme. Kurz stockte ihm der Atem, den er trotz der Aufregung kontrolliert flach hielt. Starr verfolgte er, wie der kalte Strom über seine Tätowierungen jagte. Wasser verband sich mit Blut und färbte das Waschbecken hellrot. Der Abfluss fraß gierig das eigenartige Gemisch, die tätowierten schwarzen Schlangen an seinen Armen hatten das Nachsehen, obwohl sie die Mäuler mit den spitzen Giftzähnen begehrt aufrissen. Er rieb sich beinahe wund und wischte das Blut vom weiß blitzenden Beckenrand. Alles, wirklich alles musste verschwinden.

Der fast blinde Spiegel warf ihm das Bild eines Mannes zurück, der sich mit strengem Blick musterte. Waren auf dem dunklen T-Shirt irgendwelche Spuren? Schnell zog er es aus. Verbrennen würde er es, in der hinteren Stube im Kamin. Jetzt landete es vorerst auf den abgestoßenen Fliesen. Seine Hände umklammerten das eiskalte Waschbecken, den Blick hielt er gesenkt, auf den vom Wasser verkalkten Abfluss, in dem das Blut verschwunden war.

Er hatte sich unter Kontrolle.

Alles an und in ihm.

Er bückte sich, nahm sein T-Shirt, lief über den Flur in die kleine Stube mit dem offenen Kamin. Vorsichtig beäugte ihn der Hund, der eingerollt auf einem zerrupften Schafsfell lag. Es stank, als das Feuer aufgeregt züngelnd den Stoff fraß. Da kein Licht brannte, warfen die Flammen bizarr tanzende Schatten in den kahlen Raum. Lautlos bewegte er sich zwischen ihnen, als wären sie eins. Gleich nebenan legte er sich im stechend kalten Schlafzimmer halbnackt auf das harte Bett, die Arme fest vor der Brust verschränkt. Seine Augen brannten von der Hitze des Feuers, mühsam gelang es ihm, sie zu

schließen, und die Bilder, die aufkamen, wegzuschieben. Er schwitzte aus jeder Pore.

Das gewohnte Dröhnen des Meeres draußen vor der zerklüfteten Felsenküste sekunden-, minuten-, stundenlang ...

Dann endlich kam das schwarze Nichts.

Wie eine Eisenplatte lag die Dunkelheit auf der blanken Spiegelfläche, die das Meer in jener Nacht war, bis sich urplötzlich und doch mit der größten Selbstverständlichkeit das unwirkliche Licht der aufgehenden Sonne zeigte. Die sanften Strahlen wussten: Sie würden gewinnen. Wilde Reiter mit erhobenen Schwertern waren sie im Kampf gegen die Klippen und das Dunkel.

Dann war es besiegt. Keine Spur mehr von der Nacht – und all den finsternen Geheimnissen, die sie heraufbeschworen hatte. In ihr dunkles Grab nahm sie sie mit.

Grell warfen die weiß getünchten Wände eines kleinen Hauses unterhalb der Klippen, das einsam am weit gezogenen Strand dalag, das siegessichere Licht auf sanft schaukelnde Wellen zurück. Verlassen wirkte es, als hätte es jemand dort vergessen. Wie alt mochte das Häuschen wohl sein?

Es mutete bei all der Verlassenheit befremdlich an, dass Rauch aus dem Schornstein stieg, still und leise, als schämte er sich, die übermächtige Naturgewalten um sich herum zu stören.

Dann rührte sich nichts mehr. Schnell kühlte der Februarwind die Mauern. Unbeeindruckt von der starren Leblosigkeit des Häuschens blieb das einschläfernde Rauschen, das das Licht über dem Meer begleitete, um sich zu verlieren, je weiter der Tag ins Landesinnere eilte ...

Sybil Benson ließ ihren Blick kritisch über die Landschaft schweifen. Sandwolken wirbelten vom Wind getragen über den breiten Strand, das Gras bog sich auf den Dünen wie eh und je. Das Meer brach an der Felsenklippe, die nicht weit entfernt den einsamen Küstenstreifen begrenzte. Ganz oben balancierte ein wuchtiges Gebäude wie ein überdimensionaler Käfer auf dem Rande eines Wassereimers.

Nachdenklich zog sie die Stirn in Falten. Sie wusste, wer dort oben wohnte. Hinter ihr auf der verschlissenen Holzbank vor dem kleinen, weißen Cottage saß Steve Pinkett – rauchend. Sie hörte ihn spöttisch sagen: „Du schaust zu viele Kriminalfilme, Sybil.“ Wie immer war sein Ton zynisch. „Vermutest sicher wieder was Ungeheures.“

Sybil ließ sich von ihrem selbstgefälligen Kollegen nicht beeindrucken. Schon nach wenigen Wochen Zusammenarbeit mit ihm auf dem Revier hatte sie gelernt, seinen Spott ohne großen Aufhebens zu ignorieren. Insgeheim bemitleidete sie ihn. Sie bezeichnete sich zwar als mollig, ihre Uniform kniff schließlich an eigenartigen Stellen, aber Steve Pinkett war fettsüchtig, schleppte sich von einer Sitzgelegenheit zur nächsten und wartete stets auf einen Kurplatz, in dem die unzähligen Folgeerkrankungen seiner Fettleibigkeit geheilt werden sollten. Zur Arbeit eines Polizeibeamten war er eigentlich nicht mehr fähig. Und seine laut gepriesene jahrzehntelange Erfahrung quittierte Sybil inzwischen nur noch mit einem Augenrollen.

Der Anblick der toten Frau in dem kleinen weißen Haus brachte sie, auch wenn Steve Pinkett das zu erwarten schien, nicht aus der Fassung.

„Deine erste Leiche stimmt’s?“ Er klang belustigt, sie gab ihm keine Antwort, sondern starrte weiter hinauf zu dem schwarzen Ungetüm an Haus, oben auf den Klippen.

„Hoffentlich hast du dir nicht ins Höschen gemacht wegen all dem Blut.“ In der Ferne vernahm Sybil Motorengeräusch. Der Leichenwagen kam.

Polizeiobermeister Jack O`Neill, ein Mann Ende fünfzig mit verhärmtten Gesichtszügen, und Mr. Bowman, der Arzt des Ortes, der die erste Leichenschau vorgenommen hatte, kamen aus dem Häuschen, und Sybil wandte sich ihnen zu. Die Eingangstür war so niedrig, dass sie die Köpfe mit den Halbglatzen einziehen mussten. Sybils Chef, der Polizeiobermeister, winkte sie herbei: „Police Constable Benson, ich möchte, dass Sie den Bericht schreiben!“

Natürlich, das musste sie stets. Sein Sohn Ted – ebenfalls einer ihrer Kollegen – trainierte so ausdauernd seine Muskeln, dass für das Lesen und Schreiben lernen wohl keine Zeit geblieben war. Und Steve Pinkett fühlte sich aufgrund seiner Erfahrung zu erhaben dafür. Also zog Sybil ihre Kladde mit dem vorgedruckten Polizeibericht hervor. Sie war gespannt darauf, was der Arzt als Todesursache angab.

„Selbstmord ...“

Obwohl sie aufschrieb, was der Arzt sagte, ratterte es in ihrem Gehirn. „Dann stellen wir die Leiche sicher und bringen sie in die Rechtsmedizin?“

Sie erntete genervte Blicke.

„Schließlich ist es ein nicht-natürlicher Tod. Wir müssen alles ausschließen, vor allem Fremdeinwirkung. Eine Obduktion in der Rechtsmedizin ist unerlässlich!“

Der Polizeiobermeister Jack O`Neill unterbrach sie: „Soviel ich weiß, ist das Ihr erster Todesfall, nicht wahr, Constable Benson?“

Sie nickte völlig ungerührt trotz der gewohnt herrischen Art ihres Chefs.

„Dann halten Sie sich besser zurück, beobachten, lernen und schreiben verdammt noch mal auf, was ich Ihnen diktiere!“

Sybil biss die Zähne zusammen und schluckte ihren Ärger hinunter. Nur weil sie eine Frau war, wurde sie von keinem ihrer Kollegen ernst genommen.

Dabei hatte sie in Cardiff an der Uni eine bessere Ausbildung genossen, als all diese Provinzpolizisten hier zusammen. Nun gut. Sie straffte ihre runden Schultern, beendete ihre Niederschrift und ließ sich von keinem ihrer Kollegen davon abhalten, noch einmal in das Cottage zu gehen, um sich die Leiche ein

letztes Mal zu betrachten. Ausreichend Fotos hatte sie vom Tatort bereits gemacht. Das Ausleuchten der dunklen Innenräume war eine Herausforderung gewesen, aber im Gegensatz zu ihren Kollegen beherrschte sie die Fototechnik in Perfektion.

Sybil rieb die Hände, die Februar-Kälte kroch unbeeindruckt durch ihre dicke Polizei-Winterjacke mit Fellkragen. Ihr Atem stand im Raum wie ein Fragezeichen. Ihr Herz klopfte. Es war schließlich ihre erste Leiche ...

Die Frau, die mit einem Kopfschuss mitten im Raum auf dem Sofa lag, war 35 Jahre alt gewesen – Sybil hatte den Ausweis im Portemonnaie der Frau gefunden und sichergestellt. Sie kam aus London. Seltsam – der Name war ihr entfallen ... Als hätte sie Angst, dass ihr der Tod der Unbekannten nahegehen könnte ...

Doch Sybil riß sich zusammen. Anna Sullivan, genau, so hieß die Tote. Es gab Hinweise auf eine Suizidhandlung: Der einzelne Einschuss an der rechten Schläfe und die Verbrennungen an der Haut der Einschussstelle zeugten von einem absoluten Nahschuss. Die Pistole befand sich in der Hand der Frau, beides wies Blutspuren auf. Vom Handrücken hatte Sybil mit Klebestreifen Schmauchspuren – mikroskopisch feine Schussrückstände, die sich beim Abfeuern der Waffe dort verteilt hatten, – abgenommen. Allerdings sagte das nichts darüber aus, ob die Frau wirklich selbst abgefeuert hatte, schließlich hinterließ der bloße Kontakt mit der Waffe Schmauchpartikel ... Unumgänglich also die eingehende Untersuchung in der Rechtsmedizin. Eine auf den Sofapolstern eingetrocknete schwarze Blutlache umgab den Kopf der Frau wie ein grotesker Heiligenschein. Die toten Augen starrten ins Nichts. An ihrem bleichen Gesicht konnte Sybil kein Gefühl ablesen. Sie musste schon einige Tage tot sein. Die Totenflecke im unteren Bereich der Arme und Beine zeugten davon. Die Kälte hatte ihr Blut schnell abgekühlt, den Leichnam jedoch vor Fäulnis bewahrt. Eine leblos starre Figur wie in einem Wachskabinett.

Suizid, eindeutig. Jedoch fand sich kein Abschiedsbrief, keine in der Verzweiflung hingekritzeltten Worte ...

„Für Ihren Bericht ...“

Sybil zuckte zusammen, als die kräftige Stimme des Arztes ihre Gedanken unterbrach: „Die Körperkerntemperatur ist mit der Umgebungstemperatur identisch, das bedeutet, der genaue Todeszeitpunkt kann nicht festgestellt werden. Sie muss länger als 36 Stunden tot sein. Vielleicht ist es am Wochenende geschehen, das ist jedoch reine Spekulation. Die vielen Medikamente, die ich gefunden habe, habe ich sichergestellt. Ich muss in Ruhe überprüfen, woran die Frau gelitten hat, allerdings lässt sich jetzt schon schließen, dass sie schwer krank gewesen sein musste.“

Diese Tatsache hatte Sybil in ihre Überlegungen noch nicht mit einbezogen. Alle Möglichkeiten, die auf ein von Fremdeinwirkung beeinflusstes dramatisches Verbrechen hinwiesen, zerbarsten in Sybils Kopf gleich gesplitterte Teller bei Schießübungen.

Ein schwerkranke Frau hatte sich von allem und jedem in dieses einsame Ferienhaus an der Küste von Wales zurückgezogen, um schließlich einen letzten, verzweifelten Schritt zu wagen ...

„Eine Obduktion wird unnötig sein, die Todesursache ist eindeutig.“

Ein warmherziger Blick aus dem mit einem dicken Schnurrbart bestückten und vor Kälte rotwangigen Gesicht drosselte Sybils Eifer. „Die Angehörigen der Frau müssen so schnell wie möglich verständigt werden, sie können uns sicher Informationen bezüglich der Krankheit und der psychischen Verfassung der Frau geben. Sie haben jetzt allerhand zu tun, Sybil! Die teure Ausbildung in Cardiff macht sich dabei sicher bezahlt. Ihr Scharfsinn, Ihr Fleiß und Ihre Verlässlichkeit bringen Ihnen höchstwahrscheinlich eher eine Beförderung ein, als diesem dümmlichen Muskelprotz. Ich gönne sie Ihnen jedenfalls von Herzen.“

Sybil winkte ab: „Mr. Bowman, Sie vergessen, dass der dümmliche Muskelprotz der Sohn des Polizeiobermeisters ist. Mein Ehrgeiz ist beiden ein Dorn im Auge ... Aber von welcher Beförderung sprechen Sie eigentlich? Wir sind im Polizeirevier voll besetzt, unser Zuständigkeitsbereich erstreckt sich ja nur über diese zwei verdammt abgelegenen Dörfchen hier an der Küste ...“

Wieder musste sie ihre maßlose Enttäuschung darüber, dass ihre Bewerbung in verheißungsvolleren Polizeirevieren abgelehnt worden war, mühevoll unterdrücken. Einem Onkel, der seit seiner Geburt in einem der beiden Dörfchen lebte und den hiesigen Polizeiobermeister persönlich kannte, verdankte sie ihre Anstellung. Es war nicht üblich, Frauen in den polizeilichen Dienst aufzunehmen. Sybils offensichtliche Unsportlichkeit, von der ihr Übergewicht zeugte, tat wohl ihr Übriges dazu, denn auf Bewerbungsbildern konnte man ihre unbeugsame Leidenschaft für diesen Beruf schlecht erkennen.

Nun wisperte ihr der Arzt hinter vorgehaltener Hand zu: „Na, der dicke Steve Pinkett wird bald aus gesundheitlichen Gründen den Dienst quittieren. Seine Fettleibigkeit beschert ihm eine Berufsunfähigkeitsbescheinigung und ich konnte veranlassen, dass er endlich zur Kur geht, bevor er sich zu Tode isst. Das war ein hartes Stück Arbeit!“

Sybil blinzelte Mr. Bowman zu. Es tat ihr gut, jemandem auf ihrer Seite zu wissen. Da piff der eisige Wind vom Meer scharf um das einsame Cottage und ließ beide aufhorchen.

„Ah, diese unerbittliche Kälte.“ Der Arzt räusperte sich. „Haben Sie alle notwendigen Fotos gemacht, Sybil?“

Sie nickte und er verließ energischen Schrittes das Häuschen. „Dann nichts wie weg hier. Es gibt wahrlich erbaulichere Orte, an denen man einen kalten Februartag verbringen kann.“

Von draußen hörte Sybil ein Gemisch aus aggressivem Wind und Befehlen des Polizeiobermeisters: „... Die Tatortbesichtigung ist hiermit abgeschlossen. Die Leiche kann mitgenommen werden.“

Sybil sah sich schnell im Raum um. Gab es noch etwas zu bedenken? Sie hatte nur wenig persönliche Gegenstände der Toten gefunden. Darunter ein Foto, das diese mit einer Frau zeigte, lachend, Wange an Wange. Vermutlich eine Schwester, so ähnlich sahen sie sich. Nur hatte die Schwester dunkles Haar und wirkte jünger. Dicht hinter den beiden Frauen zeigte das Foto einen alten Mann mit eingefallenen Wangen und daher markanten Gesichtszügen,

dessen Hände auf jeweils einer Schulter der Schwestern lagen. Er sah mit einem tiefen Ernst in die Kamera. Lose zusammengefaltet hatte das Foto auf dem Boden gelegen, ganz in der Nähe des Sofas, auf dem Anna Sullivan gestorben war. In den letzten Minuten ihres Lebens war diesem Foto wohl große Bedeutung zugekommen.

Steve Pinkett ließ es sich nicht nehmen, den Dienstwagen zu fahren. Es fiel ihm sichtlich schwer, an seinen Körpermassen vorbei den Ganghebel zu betätigen, geschweige denn, wegen der kurzen Beine, die Pedale zu erreichen. Das größte Problem stellte allerdings – sobald er das Einsteigen geschafft hatte – sein Bauch dar, der das Lenkrad behinderte. Es dauerte, bis er umständlich den Sitz in die passende Position geschraubt hatte. Der Polizeiobermeister und sein Sohn Ted O`Neill fuhren einen neuen, schicken Dienstwagen und waren sicher schon im Revier angekommen, noch bevor Steve Pinkett überhaupt den Zündschlüssel gedreht hatte. Sybil musste – schon etliche Minuten auf dem Beifahrersitz wartend – ihre genervte Wut genauso hinunterschlucken, wie alle Bemerkungen der Kollegen.

Dabei wäre sie gern die Erste im Revier gewesen, schließlich wollte sie unbedingt bei der Befragung von Annett Shepard dabei sein, die die Leiche von Anna Sullivan gefunden hatte.

Und nun fuhr der dicke Steve in aller Seelenruhe jede Kurve der schmalen, mit dichtem Gestrüpp an den Rändern bewachsenen Straßen mit viel Bedächtigkeit aus, bremste an unnötigen Stellen und geriet schließlich in eine Schafherde, die erschreckt von dem Motorenlärm die Orientierung verlor. Sybil versuchte, halb aus dem Fenster hängend, die Schafe mit energischem Wedeln der Arme auf die andere Seite der Straße zu scheuchen.

„Das darf doch nicht wahr sein.“ Ächzend ließ sie sich zurück in ihren Sitz fallen. „Es ist mir gleich, ob ich deine Autorität untergrabe, Steve. Aber das nächste Mal fahre ich.“ Obwohl sie Waliserin war, sogar die alte keltische Sprache perfekt beherrschte und die Wildheit der Natur für ihre innere

Ausgewogenheit brauchte, hasste sie dieses Stückchen Erde, auf dem die Zeit so erbärmlich still stand, manches Mal aus ganzem Herzen.

Endlich am Revier angelangt trat Steve Pinkett kaum auf die Bremse, da war Sybil Benson bereits aus dem Auto gesprungen. Ihr enttäushtes Gesicht ignorierte der Polizeiobermeister genauso wie Ted, als sie an Sybil vorbei aus dem Verhörraum schlenderten.

Kaugummi-kauend warf sich Annett Shepard im Verhörzimmer die pinke Lederjacke um die Schultern und machte sich zum Gehen bereit.

Sybil angelte nach Teds muskulösen Arm und zerrte ihn zur Seite.

„Was hat sie gesagt? Hast du alles aufgeschrieben?“

Ted rollte mit den Augen. „Miss Neunmalklug ist wieder übereifrig.“ Dann grinste er schadenfroh: „Tja, Pech gehabt, ich werde mit dem Fall betraut.“

Sybil blieb der Mund offen stehen und noch bevor sie etwas erwidern konnte, riss sich Ted los und verschwand in seinem Büro, das neben dem des Polizeiobermeisters lag. Sie schluckte ihren Ärger hinunter und richtete ihre gesamte Aufmerksamkeit jetzt auf Annett Shepard, die ihr, die Hüfte schwingend, entgegen stakste. Unweigerlich sprang einem ihr wogender Busen ins Auge, dessen übertriebene Rundungen von einem weit ausgeschnittenen, eng anliegenden Pullover unterstrichen wurden. Die vollen Lippen glänzten im selben Pink wie die Lederjacke, wohlgeformte Beine steckten unter dem Jeansminirock in schwarzen Stiefeln. Am auffälligsten an ihr war jedoch das wasserstoffgebleichte Haar, das in Form und Schnitt dem von Marilyn Monroe glich. Sybil scannte mit erfahrener Blick die Frau Mitte dreißig, die roten Flecken im Gesicht, die sogar die dicke Schminke nicht übertünchten, machten ihre Verstörung offensichtlich.

Die Aufregung konnte Sybil nachvollziehen – ein Leichenfund in dem ausgestorbenen Fischerdörfchen Nathdrack, das, nachdem der Kohleabbau eingestellt worden war, tief verarmt war, hatte es noch nie gegeben. Annett kramte in ihrer billigen Ledertasche nach einer Zigarette, die sie sich mit zitterigen Fingern, auf denen lange, pink lackierte Nägel klebten, zwischen den Kussmund steckte.

„Hallo Annett.“

Ein fahriger Blick traf Sybil.

„Wie geht es dir?“

Man kannte und duzte sich. Allzu viele Menschen lebten nicht in den zwei Dörfchen, für die Sybil und ihre Kollegen zuständig waren.

Annett stieß den Rauch der frisch entzündeten Zigarette zwischen ihren Lippen hervor. Selbst das wirkte, wie eigentlich jede Bewegung von ihr, aufreizend. „Danke, Sybil, es geht schon wieder. Ich kann es mir schließlich nicht leisten, zusammenzubrechen.“

Das klang dramatisch, Sybil nickte teilnehmend.

„Ich muss für meine Tochter sorgen. Muss aufpassen, dass es ihr gutgeht. Sie hat schon soviel durchmachen müssen – mit mir.“ Annett brach in Tränen aus, wobei sie mit einem Taschentuch in ihrem Gesicht zu tupfen begann, vermutlich hatte sie Angst davor, was das Weinen aus ihrer Schminke machen könnte.

„Und sie ist so ein gutes Mädchen, ganz anders als ich. Sie ist klug und lieb und ...“ Ein lautstarkes Schnäuzen folgte.

Sybil spürte eine leichte Ungeduld. Sie wollte nichts über Annetts Tochter erfahren, sondern etwas über die Tote. Nervös, schließlich war Annett Shepard schon verhört worden, zog sie die Weinende in eine Ecke, die fern vom Büro des Polizeiobermeisters lag. „Ja, ja, ich verstehe dich ganz und gar. Doch was mich als Polizistin interessiert, ist: Wer war diese Frau, die das Cottage gemietet hat?“

Jetzt wischte sich Annett die letzte Träne ab und wurde ungehalten: „Ich habe das alles bereits erzählt! Ich will nicht wieder von vorn beginnen. Außerdem weiß ich kaum etwas über die Fremde – ich habe lediglich ab und zu dort geputzt, sonst nichts weiter.“

„Aber ist dir dabei nie etwas Ungewöhnliches aufgefallen, etwas, das dich irritiert hat?“

Annett sah Sybil entgeistert an. „Natürlich kam mir so einiges seltsam vor – was würdest du über jemanden denken, der monatelang in der Einsamkeit sitzt und sich letztendlich umbringt?“

Ted tauchte mit einer Tasse in der Hand auf, in der er sich mindestens zwanzigmal am Tag das süße Cappuccino-Pulver anmischte.

„Sybil, was tust du da? Ich habe Ms. Shepard schon verhört. Lass sie in Ruhe.“

Die gebeutelte alleinerziehende Mutter schien der gleichen Auffassung zu sein. „Ich fühle mich wirklich nicht gut. Ich muss nach Hause.“

Eilig stellte sich Sybil zwischen ihren meckernden Kollegen und Annett Shepard. „Ja, ja, das verstehe ich. Nur noch eine letzte Frage ...“

Die blauen Marilyn-Monroe-Augen wurden groß.

„Weißt du, ob Gawain Jones mit der Fremden Kontakt hatte?“

Nur geringfügig verengte sich der Blick der Gefragten, als würde sich Misstrauen einschleichen. „Ich arbeite fast jeden Tag bei ihm im Pub. Ich habe sie dort nie gesehen!“

„Du meinst, du kannst bestätigen, dass sie nichts miteinander zu tun hatten?“

„Sybil!“ Ted klang schrecklich gekünstelt autoritär. „Lass Ms. Shepard jetzt gehen! Lies doch einfach den Verhörbericht!“

Ungestüm wandte sich ihm Sybil zu. „Den brauch’ ich nicht zu lesen! Ich weiß ganz genau, dass du diese Frage nicht gestellt hast!“

Ted straffte die Brust, sein blaues Polizeihemd spannte sich über ausgeprägten Muskelbeulen: „Ja, weil Ms. Shepard nicht Gawain Jones ist!“

Mit immer noch zitterigen Fingern, die sie mit Bedacht setzte, um ihre langen Nägel zu schonen, zog sich Annett die knappe Lederjacke über dem offenen Ausschnitt zusammen und rauchte ihre Zigarette.

Sybil konnte den fordernden Blick nicht von ihr wenden. Annett galt im Dorf als unerschrocken. Sie sagte ihre Meinung, auch wenn das Konflikte schürte und ackerte unentwegt als Putzfrau und Kellnerin. Sybil hätte viel auf Annetts Antwort gegeben. Aber sie kehrte ihr den Rücken zu und stöckelte in ihren

High Heels davon. Enttäuscht stieß Sybil die Luft aus, während Ted endlich von ihr abließ und sich seinen Cappuccino aufbrühte.

Doch bevor Annett Shepard durch die Tür des Polizeireviers verschwand, hielt sie plötzlich inne, als hätte sie einen Sinneswandel, mit fester Stimme rief sie Sybil zu: „Ja, ich kann bestätigen, dass Gawain Jones zu der Frau keinen Kontakt hatte!“

Lautlos brach das Licht durch Wolkenberge, schlich zwischen den Häuserfluten die grauen Wände empor, zusammen mit dem Wind, der dort hart abprallte, aber das Licht ließ sich nicht beirren, es schob sich hinauf bis über alle Dächer, als wollte es die Stadt trotz ihrer ausufernden Größe umarmen ...

Mila kniff die Augen zusammen, das Licht blendete sie, sie kam für einen Augenblick aus dem Gleichgewicht. Mit einem unbarmherzig strengen Blick quitierte das die Choreografin, die unermüdlich die verschiedenen Positionen, die die Balletttänzer an der Stange ausführen mussten, in scharfem Ton, ausstieß.

Mila war schweißüberströmt – ihr Körper formte nach dieser zwei Sekunden andauernden Irritation wieder in Perfektion die geforderten Positionen. Die Schutzpflaster an ihren Zehen waren verrutscht, sie spürte das Blut, den Schmerz jedoch nicht. Den hatte sie sich schon vor langer Zeit wegtrainiert. Die stahlharten Muskeln an einem Bein zerrten bedrohlich – unbedingt musste sie heute neue Magnesiumtabletten besorgen. Nach zehn Stunden Training nahm sie die Musik kaum mehr wahr – alles, was zählte, war, durchzuhalten. Den Körper geschmeidiger, eleganter und perfekter in die Positionen zu biegen als der Rest der Kompanie.

Heute sahen alle zu – die künstlerische Leitung, die verschiedenen Choreografen, der Intendant, sogar der Dirigent des Orchesters, alle hatten sich an der Seite des Ballettsaales positioniert, wie die Inquisition bei Hexenverhören. Die Mienen verrieten tiefsten Ernst, es ging hier schließlich um Leben und Tod: Der Ruf des Londoner Ballet Houses stand – wie bei jeder Produktion – auf dem Spiel. Das Niveau musste gehalten werden, mit unerbittlichem Drill, Training und Proben bis in die Abendstunden und mit dem künstlerischen Leiter, der stets ein gutes Auge für die perfekte Besetzung der Hauptrollen für die anstehenden Produktionen bewies.

Dieses Auge traf besonders häufig Mila – sie war eine der besten Tänzerinnen – jedoch auch die Älteste. Deswegen trainierte sie härter und länger, war erbarmungslos mit sich selbst, trieb sich zu immer neuen Höchstleistungen an. Der Tanz bedeutete ihr alles ... Mehr wollte sie nicht! Ihr Wille war unbeirrbar in dieser Beziehung. Dann war der erste der vielen Vortänze, die noch folgen sollten, beendet. Erst in zwei Monaten würde entschieden werden, wer die Hauptrollen für das neue Stück bekommen würde. Bis dahin hieß es für Mila trainieren und in den aktuell laufenden Produktionen glänzen. Sie angelte nach einem Handtuch aus ihrer Trainingstasche und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht, der ihr in den Augen brannte. Dass sie vor Anstrengung ein wenig zitterte, versuchte sie vor ihren Kollegen zu verbergen, genauso den Schmerz ihrer geschundenen Füße, die in Blut schwimmen mussten.

Etwas vibrierte in ihrer Tasche.

„Kommst du noch mit? Ein kleiner Absacker im O`Donnelle's nach diesem Horrortag.“ Emilio, ein feuriger schwarzhaariger Italiener, der wie Mila schon lange am Londoner Ballett House tanzte, machte ihr neuerdings schöne Augen. Das warme Licht der untergehenden Sonne, das zwischen den Ritzen der heruntergelassenen Jalousien in den Raum fiel, färbte seine braune Haut golden.

Mila musste ihre trockene Kehle mit einem Schluck Wasser befeuchten, bevor sie ihm antworten konnte. „Nein, heute nicht.“ Sie kramte in ihrer Tasche nach dem vibrierenden Ding – einem neuartigen, kabellosen Handy, das ihre Mutter ihr geschenkt hatte. Wohl nur, um sie die ganze Zeit unter Kontrolle zu halten. Mila stöhnte. „Ich muss wirklich mal meine Mutter zurückrufen. Seit heute früh nervt sie mich schon. Vielleicht ist es was Wichtiges.“

Emilio wirkte enttäuscht, was Mila verwirrte. Es war kein Geheimnis, dass sich der durchtrainierte Italiener an die meisten Balletttänzerinnen heranmachte – mit wohl jeder hatte er geschlafen – wählerische war er nicht. Gab sich eine nicht bereitwillig, dann versuchte er es bei der Nächsten. Sein blendendes Aussehen half ihm dabei. Mila musste sich eingestehen, dass sie schon ewig

ein wenig verliebt in ihn war, seine übertriebene „Jagd auf Frauen“ sie jedoch zutiefst abschreckte. Nicht den kleinsten Hoffnungsschimmer wollte sie ihm geben und sich selbst damit schützen. Heute blieb er, zu Milas Überraschung, hartnäckig.

Während Mila umständlich mit ihrem Handy hantierte, – „rufe dich nachher zurück, bin in der Probe“, schickte sie per SMS an ihre Mutter – fand sie sich plötzlich allein mit Emilio im Ballettsaal wieder.

Sie blickte auf. Emilio, strich sich sein glänzendes Haar aus dem markanten Gesicht, ging einen Schritt auf sie zu, öffnete die sinnlichen Lippen und küsste Mila. Tatsächlich ertappte sie sich dabei, dass sie überwältigt war – im positiven Sinne. Es fühlte sich schön an. Wie lange hatte sie schon niemanden mehr geküsst? Die Arbeit – die größte Leidenschaft ihres Lebens – überlagerte alles. Aber Emilio war verheißungsvoll. Dicht blieb er bei ihr. Als er ihr zuflüsterte, kitzelten seine weichen Lippen ihre Wange. „Scheiß auf deine Mutter! Lass uns heute Abend zusammen sein!“ Emilios Kuss hatte jedwede Erschöpfung in ihr erstickt, hellwach ihr gesamter Körper, der sich sehnte ... Doch aus irgendeinem Grund wehrte sie sich gegen dieses Gefühl. Sie spürte seine warmen Hände auf ihrer Haut.

Mila schluckte, in ihrem Kopf fand sie keinen einzigen brauchbaren Gedanken. Ohne irgendetwas steuern zu können, trat sie einen Schritt zurück, besah sich Emilios Forderung aus sicherer Entfernung.

„Ich möchte nicht“, hörte sie sich sagen. Sie spürte nichts, nicht einmal ihr rasendes Herz.

Er schien verwirrt, verduzt oder einfach nur genervt, sie konnte es nicht deuten. Nur langsam beruhigte sich das pulsierende Blut in ihren Adern. Das Sehnen in ihr ignorierte sie, wie die schmerzenden Füße beim Tanzen.

Seine Stimme ließ sie aufhorchen. „Es stimmt also, was alle von dir behaupten!“

Was meinte er?

„Du bist mit deinen 31 Jahren immer noch ein naives, keusches Mädchen, das sofort geheiratet werden möchte, sobald es einen nackten Schwanz sieht! Deshalb lässt jeder die Finger von dir!“

Alles in Mila wurde kalt, das heiß pulsierende Blut, die Haut ihrer erhitzten Wangen, ihre Hände, ihre Gedanken ...

„Ewige Liebe willst du finden wie Schneewittchen in ihrem gläsernen Sarg fernab von jeglicher Realität.“ Seine Stimme klang abfällig. Jetzt trat er einen Schritt zurück, die Stirn in Falten. Er schien überrascht zu sein, weil Mila plötzlich am ganzen Leib zitterte, und zwar vor Wut. So hatte sie sich noch nie gezeigt.

„Geh zum Teufel!“, zischte sie. „Ihr wisst gar nichts über mich, also zerreißt euch nicht das Maul.“ Schnell warf sie sich ihre Trainingsjacke über die Ballettkleidung, griff sich ihre Tasche und wollte hinaus.

„Wie sollen wir auch etwas über dich wissen, so zugeknöpft wie du bist. Also wundere dich nicht, Schneewittchen.“

Sie war verschwunden, leise klickte die Tür hinter ihr ins Schloss.

In der U-Bahn drängten sich die Leute, es stank, ein Kommen, ein Gehen, wie jeden Tag. Das Abteil war überhitzt, die Heizungsrohre an den Seiten powerten angestachelt von der Februarkälte völlig übertrieben. Es ruckelte, der Lichterregen der Haltestationen wechselten sich ab mit der Schwärze der Tunnel, durch die sie jagten, wie durch den Bauch einer gekrümmten Schlange, nur bewegte die sich geschmeidiger.

Die Kälte in sich konnte Mila nicht abschütteln, die lag ihr schwer im leeren Magen. Essen, vielleicht sollte sie etwas essen.

Fast hätte sie die Kraft, in den Supermarkt zu gehen, nicht aufgebracht – viel zu erschöpft war sie – auch hier alles überfüllt, das Warten an der Kasse nervte, die Luft war schlecht. Vollbeladen mit Trainingstaschen und Supermarkttüten schleppte Mila sich über den Treppenaufgang in das oberste Stockwerk ihres Hauses. Ihre kleine Wohnung empfing sie dunkel und warm. Schwer atmend stieß sie die Tür hinter sich zu, ließ sich auf den Boden

sinken und starrte ins Leere. Das Alleinsein hüllte sie ein wie wohltuender Balsam. Draußen vor dem Fenster glitzerten die Lichter der Stadt. Das sachte Brummen des Verkehrs schien fern. Sie konnte endlich durchatmen, mehr nicht ... Sich zu schütteln wie ein nasser Hund – alles – die gesamte Anspannung loszulassen, das hätte sie sich gewünscht.

Mila stopfte alles in sich hinein und schloß es dort ein. Anders hatte sie es nie gelernt. Ihr einziges Ventil war das Tanzen – deshalb vielleicht die Sucht danach?

Ihre Schwester Anna meinte das jedenfalls. „Wenn du nicht weißt, wer du bist, wird dich nie das finden, was du brauchst.“ Anna, bei der es stets um Leben und Tod ging, hatte wohl alle Weisheitssprüche, die im Universum kursierten, verinnerlicht. Mila wäre es vielleicht genauso gegangen, wenn sie an Annas Stelle gewesen wäre. Dann erinnerte sie sich wieder an ihre Pflichten.

Schwerer als der Hunger lag ihr im Magen, dass sie mit ihrer Mutter telefonieren musste. Sie musste das hinter sich bringen. Fünfmal hatte sie heute versucht, Mila zu erreichen, dabei wusste sie doch, dass Mila viel trainierte. Sicher war wieder etwas mit Jakob. Im Leben ihrer Mutter kreiste alles um ihn.

Mila ging zum Telefon, griff nach dem Hörer. Sie wählte die Nummer, ihre Mutter nahm ab. Am anderen Ende schluchzte es unaufhörlich – eine Ewigkeit lang.

„Anna ...“

„Ich komme, so schnell ich kann“, flüsterte Mila.

Sie legte auf, wie betäubt. Die Nachricht hämmerte sich mit unfassbarer Bösartigkeit in sie hinein ... Tiefer und immer tiefer, nahm den geschütztesten, heiligsten Mittelpunkt ins Visier, obwohl Mila ganz still, aber völlig verzweifelt dagegen ankämpfte. In der Dunkelheit ihrer Wohnung rollte sie sich auf dem Boden zusammen. Sie umklammerte ihre Knie, zog sie eng an sich, ein letztes, bröckeliges Gefühl von Halt. „Das ist seine Schuld. Das ist allein Jakobs Schuld.“

Im Nobelviertel Kensington stand Mila vor der strahlend weiß getünchten Häuserreihe im viktorianischen Baustil. Sie beschrieb in weiter Ferne eine sanft geschwungene Kurve, dennoch kam es Mila jedes Mal so vor, als beschränkte sie ein Stück Unendlichkeit.

Sie war auf dem Weg zu ihrer Mutter, deren großer Ehrgeiz sie zur erfolgreichen Galeristin gemacht hatte, sowie ihrem Stiefvater Jakob, einem zurückhaltenden, unter den Studenten jedoch beliebten Literaturprofessor. Heimatgefühl schlich sich nie ein, wenn Mila ihre Eltern besuchte, dabei war sie in diesem königlichen Stadtviertel aufgewachsen. Das Einzige, was sie aus dieser Zeit mitgenommen hatte, war die verschwommene Erinnerung an eine Kindheit, die sich seltsam schwer anfühlte. Dass Mila bereits mit 16 auf der renommierten Ballettschule am anderen Ende der Stadt angenommen worden war, war ihr Fahrschein in die Selbstständigkeit gewesen – zum Glück.

Alles in Kensington hatte mit seiner Größe Mila, die darin wie in einem Käfig saß, erdrückt. Die Eltern gaben ein beispielhaftes Bild nach außen ab – weltoffen, gebildet, stets umsichtig gegenüber den Töchtern, sie hatten trotz ihres Reichtums eine bescheidene Lebenseinstellung, die sie ihren Kindern zu vermitteln versuchten. Kein Makel war dieser perfekten Hülle anzumerken. Niemand schaffte es, unter die Oberfläche zu blicken.

Der Schlüssel verursachte ein unangenehm lautes Geräusch beim Öffnen der Wohnungstür. Tiefstes Schweigen empfing sie.

Wie früher. Nichts hatte sich geändert. Wie lange war sie schon nicht mehr hier gewesen?

Mila schluckte schwer. Enge drückte auf ihre Brust, dieses Mal aus einem ganz bestimmten Grund. Am liebsten wäre sie weggelaufen, so wie sie es meistens getan hatte ... Doch heute musste sie bleiben, denn Anna war nicht mehr hier, um die Stellung zu halten.

Anna, die sonst immer da gewesen war.

„Anna“, flüsterte die Mutter, als sie Sekunden später schluchzend in Milas Armen hing. Mila konnte sich nicht daran erinnern, dass sie sich einmal umarmt hatten, dass sie ihrer Mutter überhaupt jemals körperlich nahe gewesen war, geschweige denn, dass diese geweint hätte. Zerbrechlich wie ein Kind fühlte sich das Bündel in ihren Armen an.

Das gepflegte blonde Haar der Mutter roch gut. Ihre Kleidung war hell, schlicht und überirdisch elegant, passend zur Wohnungseinrichtung.

„Warum hat sie das getan? Warum nur?“ Mutter schnäuzte sich, nach einer Ewigkeit. Milas Arme schmerzten, es tat gut, dass die Mutter sie endlich los ließ. „Wir hätten sicher eine Lösung gefunden! Einen besseren Arzt, eine neue Therapie, egal wo, es hätte sich sicher irgendetwas gefunden!“

Tausend Bilder blitzten auf, von Krankenzimmern, in denen die Schwester gelegen hatte, von grellen Krankenhausfluren, in denen sie auf und ab gegangen waren, von parkähnlichen Krankengärten, in denen sie mit Anna gesessen hatte ... seit unendlichen Zeiten. Das hatte nun ein Ende. Ein von der Schwester selbst gewähltes Ende. Musste man das nicht einfach akzeptieren?

Ihre Mutter war anscheinend anderer Meinung, wie immer. Sie zu trösten schien aussichtslos. Wenn Mutter sich dazu entschlossen hatte zu leiden, dann konnte sie niemand davon abhalten.

„Wo ist Jakob?“ Suchend blickte sich Mila im großzügigen Wohnzimmer um, obwohl sie wusste, dass er sich meist in seinem Arbeitszimmer vergrub.

„Er ist in der Privatklinik und wird auf seine Herzschrittmacher-Operation vorbereitet.“ Die Mutter senkte den Kopf, die zierliche Nase glänzte rot vom sich ewigen Schnäuzen, die Spuren des Weinens waren auf der gepflegten Haut deutlich sichtbar. „Ich habe es nicht über mich gebracht, es ihm zu sagen, er weiß es noch nicht.“

Mila schwieg. Darüber wunderte sie sich nicht. Alle Kraft der Mutter wurde darauf verwendet, das Ungemach der Welt von Jakob fernzuhalten.

„Aber er muss es doch wissen! Es geht um Anna, seine Anna.“

Abrupt fuhr der Kopf der Mutter in die Höhe, streng ihre Stimme, entschlossen der Blick: „Ja, genau aus diesem Grund! Er würde es nicht ertragen, nach allem, was er durchmachen musste!“

Dieser Satz begleitete Mila ihre gesamte Kindheit hindurch. Deshalb rührte sie seine Botschaft nicht mehr, sie hatte diese Worte sogar zu hassen gelernt. Ihr war als Kind deswegen so viel abverlangt worden, so vieles hatte sie missen müssen. Sich das einzugestehen, hatte sie etliche Therapiesitzungen gekostet.

Ihre Mutter duldeten keinen Widerspruch. Das war Mila klar. Was für Jakob gut war, wusste nur die Mutter.

„Mila, du musst nach Wales fahren! Du musst das alles regeln – die Überführung des Leichnams, die Bestattung, die Formalitäten vor Ort, die Polizei hat tausend Fragen. Ich schaffe das nicht. Ich muss mich um Jakob kümmern.“

Milas Blick glitt in weite Ferne, folgte der Taube, die draußen auf dem Fenstersims gurrte und schließlich davonflatterte.

Die Enge in Milas Brust wurde unerträglich. Und wie sollte sie das schaffen? Daran verschwendete die Mutter keinen Gedanken. Mila wollte schreien, hätte ihr genau das gern ins Gesicht gebrüllt. Ihr Therapeut hatte ihr das immer und immer wieder geraten – bis sie die Therapie abgebrochen hatte. Sie konnte einfach nicht. Sie schwieg nur und nickte. Schließlich ging es um Anna. Für Anna würde sie es schaffen.

Haltlos brach sie in Tränen aus, zum ersten Mal nach dem heftigen Schlag der Gewissheit von Annas Tod. Der Schmerz riss ihr die Brust auf. Aber erst, als Mila allein draußen im Hinterhof im Regen stand und niemand sie beobachten konnte.

Gawain Jones hatte damit gerechnet, dass sie irgendwann zu ihm kommen würden. Wie ein Baum stand er auf den Klippen neben dem alten Pub und nahm die höflich starre Verabschiedung der Polizisten schweigend hin. Sein grauer Hund knurrte dem Besuch hinterher, der sich ins Polizeiauto setzte. Die Türen knallten, dann entspannte sich der Vierbeiner allmählich. Aufseufzend legte er sich zu Gawains Füßen auf den Schotter, mit der Nase im strengen Wind, der neben ihnen heulend gegen das alte Gemäuer blies. Eine Art harte Ernsthaftigkeit hatte die windige Kälte in Gawains Miene eingemeißelt. Der ungebetene Besuch verschwand endlich in der zerklüfteten Wiesenlandschaft. Unter ihm brodelte die Flut, die bald ihren Höchststand erreichen würde. Regenwolken jagten über ihm hinweg, gleich der finsternen Gedanken in seinem Kopf

Nichts – gar nichts konnten sie ihm nachweisen! Die dicke Polizistin war beinahe wütend geworden. Vielleicht hatte Gawains kaltes Selbstbewusstsein das provoziert. Der Polizeiobermeister musste sie anschreien, sich ins Auto zu setzen, denn am liebsten hätte sie sich in Gawains Arm gekrallt, um ihn mit aufs Revier zu zerren. Aber sie hatten nichts in der Hand, was das hätte rechtfertigen können.

Er blieb, wo er war, vor dem alten Pub, das er von seinen Eltern geerbt hatte, mit dem großen, grauen Hund zu seinen Füßen.

Trotz der Kälte trug Gawain keine Jacke über dem T-Shirt, die schwarz tätowierten Schlangen mit den aufgerissenen Mäulern schlängelten sich an der glatten Haut seiner Arme hinab.

Mila eilte fluchtartig zum Ausgang des Balletthauses, den Pförtner, der wie immer noch mit ihr scherzen wollte, ignorierte sie. Niemand sollte ihre Tränen sehen. Die Tür klackte hinter ihr ins Schloss. Draußen schneite es. Sie

schluchzte auf, biss sich in ihre behandschuhte Faust und prüfte mit panischem Blick, ob sie beobachtet wurde.

„Reiß dich zusammen, Mila!“, schimpfte sie mit sich. Lange würde sie schließlich nicht in Wales sein. Keine der anderen Balletttänzerinnen sollte die Gelegenheit bekommen, ihr die Rolle wegzuschnappen. Niemand außer Mila war für die Desdemona gemacht! Vor zehn Jahren hatte sie das Pas de deux ruhmreich mit ihrem wunderbaren Tanzpartner Jean Luc als Othello getanzt. Das musste man ihr erst einmal nachmachen. Dieser Auftritt hatte ihr den Weg in die besten Kompanien Englands geebnet.

„Natürlich möchte ich dir die Rolle geben.“ Olga Kalinin, die künstlerische Leiterin, hatte in ihrem Büro weit von Mila entfernt gestanden. Das grell-graue Licht, das hinter ihr durchs Fenster stieß, zeichnete ihre dürre Silhouette. Unnahbar, in künstlerischen Sphären entrückt, so wirkte sie stets.

„Aber du weißt, Mila, du musst besser sein als deine jüngeren Kolleginnen. Vor zehn Jahren warst du grandios. Ich bin absolut davon überzeugt, dass du auch jetzt die Ideal-Besetzung für die Desdemona wärst. Keine im Ensemble tanzt so sinnlich-erotisch und gleichzeitig so ergreifend und wunderbar melancholisch wie du.“ Der Blick, der Mila traf, war ernst. Alles an und im Ballett funktionierte nur mit dieser Akkuratess und der berühmten eisernen Disziplin. „Du darfst nicht nachlassen, meine Liebe! Du musst in absoluter Höchstform sein – und bleiben!“ Ihr russischer Akzent verlieh diesen Worten eine tief getönte Härte. Olga Kalinin hatte vor vielen Jahrzehnten die beste Schule in Moskau absolviert, die ihr zur perfekten Technik noch den soldatischen Drill eingeflößt hatte.

Jetzt drehte sie Mila den Rücken zu. Damit wandte sie wohl eine lange getestete Strategie an: Meine Zeit ist begrenzt, da gespickt mit Wichtigkeiten, mehr Aufmerksamkeit bekommst du nicht.

„Das mit deiner Schwester tut mir leid, Mila. Aber es gehört zu unserem Beruf, auch in emotionalen Extremsituationen nicht die Konzentration zu verlieren und überragend zu tanzen. Das ist die wahre Kunst.“

Jetzt kam der Moment, an dem Mila gehen durfte. Etwas erwidern konnte sie sowieso nicht. Eng fühlte es sich in ihrer Brust an, so eng, dass es ihr den Atem verschlug. Jahrelang war sie mit dem Druck ihres Berufs gut zurechtgekommen. Sie besaß die Fähigkeit, ihre Gedanken auf genau das zu richten, was sie weiterbrachte und den unnötigen Rest herauszufiltern – wie eine Kläranlage den Schlamm. Das war Stärke. Das wusste sie. Und höchstwahrscheinlich eins der Resultate der Erziehung ihres Stiefvaters Jakob – oder zumindest Milas Interpretation davon.

Aber jetzt rang sie unter dem wolkenverhangenen Himmel, der unermüdlich Schneeflocken ausspuckte, nach Luft, wie ein Fisch an Land. Hilflos ausgeliefert gegenüber dem, was über sie hereingebrochen war. Sie würde ihren hart erarbeiteten Hochstatus als Tänzerin in der Compagnie verlieren. Das Handy in ihrer Tasche klingelte und vibrierte. Mit abwesendem Blick wühlte sie danach. Natürlich versuchte ihre Mutter sie zu erreichen. Das fehlte noch. Mütterlicher Beistand war von ihr nicht zu erhoffen, vor allem nicht, wenn Mila ihn am meisten gebraucht hätte.

„Mila, hör zu! Ich hab ein Zugticket für dich gekauft, das du am Bahnhof abholen kannst. Das Rückreisedatum ist offen, es ist jederzeit nutzbar. Bis nach Coinneach, das ist der Ort, den mir der Polizeiobermeister genannt hat, musst du ein Taxi von Aberystwyth, wie immer man das auch aussprechen mag, nehmen. Dort gehst du direkt zur Polizei. Sie erwarten dich, um alles Weitere zu besprechen. Geld werde ich dir überweisen. Wenn es nicht reicht, ruf an!“

Einige schweigsame Sekunden verstrichen. „Hörst du Mila?“

Schneeflocken versperrten Mila die Sicht auf die Beton- und Glaswände von London. Erst nachdem sie einige Male die Enge in ihrem Hals mitsamt den Tränen hinuntergewürgt hatte, konnte sie erwidern: „Ja, ich bin dran! Ist gut! Wann fährt der Zug?“

Weitere Anweisungen folgten, über die Mila zum ersten Mal im Leben dankbar war, denn in ihrem Kopf drehte sich alles. Natürlich ließ sie sich

nichts von ihrer hilflosen Verwirrung anmerken, die Mutter wäre ungehalten geworden. Irgendwann brach sie wieder in Schluchzen aus und Mila musste trösten, ihr versichern, dass sie alles regeln würde, man sich auf sie verlassen könne, schließlich war das Wichtigste nun, dass Jakob seine Operation gut überstand.

Der Zug schlängelte sich endlos durch eintönige Wiesen und Weiden, Kontraste setzten nur die weißen Flecken der Schafherden, verstreut wie Butterflocken auf dem verbrannten Teig der braunen Felsbrocken. Die kantigen Hügel wuchsen heran zu einer drohenden Gebirgslandschaft mit klauenartigen Ausläufern. Dunkel glänzten dazwischen Seen, die verloren wirkten, in dieser stillen Wildheit, genauso wie Milas Gedanken.

Sie war müde, aber Schlaf fand sie nicht. Ein unbeschreiblich taubes Gefühl bestimmte sie, alles fühlte sich fremd an. Sie selbst in diesem Zug, die Stirn an der eiskalten Scheibe mitsamt dem, was sie hörte, sah und roch. Weit entfernt wirkte ihre Umgebung, erdrückend nah nur Annas Tod und deren unwiderrufliches Wegsein.

Oben in den Bergen schneite es. Die Kälte der Fensterscheibe brannte auf ihrer Haut. Aber bald fand ihr Blick das Meer in der Ferne. Grau getönt von einer dunklen Wolkendecke, die auf das unendliche Wasser donnerte. Lange tuckerte der Zug, bis er die Hügelketten überwunden hatte.

Aberystwyth bestand aus einer finsternen, aneinander geklebten Häusermasse mit unzähligen rauchenden Schornsteinen – ohne die geringste Spur von menschlichem Leben. Ein Taxi zu finden, war vor dem gähnend leeren Bahnhofsgelände schwierig. Scheinbar hatte Mila Glück, nach 30 Minuten verwirrten Suchens fuhr eins an ihr vorbei.

Der Fahrer staunte nicht schlecht, als er hörte, wohin sie wollte, schließlich lag das Dorf Coinneach etliche Meilen entfernt. Eine stattliche Summe erwartete ihn also. Zufrieden drückte er gemächlich auf das Gaspedal.

Das Brummen des Motors, die eigenartige Musik aus dem Radio, die Regentropfen auf der Scheibe, hinter der die februargrauen Farben der Landschaft verschwammen. Anna hatte doch die Sonne geliebt. Wann hatten sie eigentlich das letzte Mal miteinander telefoniert? Nicht lange her. Was hatte Anna gesagt und gewollt? Eigentlich hatte sie grundlos angerufen – wie so oft, einfach nur, um die Stimme der anderen zu hören, um zu wissen, dass es ihr gut ging, oder um für einen kurzen Moment aus der eigenen Einsamkeit gerissen zu werden.

Tränen schossen Mila in die Augen. Sie erinnerte sich daran, dass Anna gesagt hatte, es tue ihr leid, dass die Schwester sich stets Sorgen um sie machen müsse, mit dem scherzhaften Nachsatz, dass das aber letztendlich Milas Problem wäre, schließlich wurde sie von Anna nicht darum gebeten. Sie hatte gelacht – das tat sie immer – wenn es um ihren Gesundheitszustand ging. Jedem war bewusst, dass sie niemals mehr gesund werden würde. Lachen schien Annas beste Lösung für dieses Problem zu sein. Ansonsten war sie niemals fröhlich gewesen. Deswegen wirkte es so grotesk. „Hier ist alles so ruhig“, hatte sie gesagt. „Nichts lenkt mich ab vom Schreiben.“ Das hatte Mila irritiert. Verbrachte die Schwester nicht den größten Teil ihres Lebens in Universitätsbibliotheken? Wo herrschte mehr Stille als dort? Weshalb suchte die Schwester gerade an diesem abgelegenen Ort in Wales nach Ruhe? Ruhe wovor?

„Wir sind da! Das ist Coineach!“ Das Taxi hielt vor einer kleinen, wohl aus uralten Steinen zusammengesetzten Brücke, die sich über einen plätschernden Bach in einer typisch englischen Idylle schwang. Dahinter schmiegte sich eine Straße mit verspieltem Pflaster an eine mit Torfziegel überzogene, malerische Häuserzeile, deren Steinwände selbst im Februar üppige Vegetation zierte.

Mila stieg aus. Lange startete sie auf diese ländliche Freundlichkeit, die der kalten Tristesse des Wetters trotzte. Sie wähnte sich in einer anderen Welt, die nichts mit dem übersprudelnden London oder dem tauben Loch in ihr zu tun hatte. Und schon gar nichts mit Anna.

„Suchen Sie etwas oder jemanden bestimmten hier? Haben Sie eine Adresse, zu der ich Sie fahren soll?“

Tränen mischten sich mit dem feinen, kalten Regen, der auf Mila herab nieselte.

„Ja“, rief sie da. Sie setzte sich zurück ins Taxi. In ihrer Hosentasche befand sich noch eine andere Adresse als die von der Polizeistation in Coinneach.

„Bringen Sie mich dorthin.“ Sie reichte ihm den zerknitterten Zettel.

Der Fahrer hantierte einige Zeit mit dem GPS-Gerät, schließlich warf er doch einen Blick in das Kartenbuch.

„Hmmm, das liegt aber nicht in Coinneach. Das, was Sie suchen, befindet sich in der Nähe von Nathdrack. Das ist der nächste Ort.“

Sie nickte nur. Dem Fahrer schien ihre Zurückhaltung egal zu sein.

Hauptsache, er wurde entlohnt. Er fuhr los.

Der Regen wurde dichter. Die Straße enger. Man sah kaum über den Wall am Wegesrand hinaus. Störrisch verknöcherte Baumarme erhoben sich bedrohlich über ihr Gefährt, ansonsten gab es nur eine verstörende Einsamkeit von einer Heidelandschaft.

Plötzlich fuhren sie auf kahle Häuser zu, die verloren in der Gegend herumlungerten. Die Straße war uneben, tiefe Pfützen füllten Löcher im Asphalt. Dieser Ort stand im absoluten Gegensatz zu dem malerischen Coinneach. Keine Menschenseele zu sehen, nur Hühner, die orientierungslos ihren Weg kreuzten.

Mila zuckte zusammen, als der Taxifahrer abrupt stoppte. Vor ihnen endete die Straße an vom Wind gepeitschten Dünen.

„Dort vorne muss das sein, was Sie suchen.“ Er klang ein wenig unsicher.

Wieder stieg Mila aus. Der Wind schlug ihr den Atem weg. Links von ihr ein mächtiger Schatten: Klippen.

Sie kämpfte sich durch den nassen, von der Kälte harten Sand bis vor zu den Dünen. Dann erstarrte sie. Das musste es sein. Das weiße Cottage, einsam an einem vergessenen Strand, umgeben von mächtigen Klippen. Das hatte Anna ihr so beschrieben. Dort war sie gestorben.

Finstere Wolkengebilde jagten über das Meer, als wollten sie das weiße Häuschen mitsamt Mila hier oben auf dem Dünenkamm überrollen. Sie stapfte zurück zum Taxi, rief dem geduldig wartenden Fahrer über das Grollen der Brandung hinweg zu, wie viel er denn bekäme.

Der Mann schaute verdutzt. Ob sie wirklich sicher sei, dass sie hierbleiben wolle? Es gab hier schließlich nichts. Dann sah er nach oben zur Klippe auf der linken Seite, auf der sich ein Klotz an Gebäude befand. „Nichts, außer das dort!“, schrie er gegen das Getöse an. Aber für Mila war es, als fände sie ein Stück ihrer Anna.

Entschlossen wimmelte sie den Taxifahrer ab und blieb allein zurück am Wind gepeitschten Strand. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals, schneidende Kälte machte sich bereit zum Angriff, zusammen mit einem unermesslichen Druck auf ihrer Brust, in der alles eingesperrt war, was sie mit Anna verband. Sie zog den grünen Parka enger um sich, nahm den Koffer und kämpfte sich durch die Dünen bis zum Strand. Die Tür des weißen Häuschens leuchtete ihr blau entgegen. Mila blieb davor stehen. Zwei kleine Fenster, rechts und links, die Gucklöcher zur absoluten Stille.

Anna ...

Langsam streckte sie ihre Hand nach der Klinke aus. Sie hielt die Luft an ... Verschlöszen. Natürlich. Mila hob den Kopf zum dunklen Himmel empor und rief gegen das Brodeln des Meeres: „Was zum Teufel hast du hier monatelang gesucht?“ Sie schluckte den Regen hinunter. „Und warum hast du dich einfach umgebracht, ohne den geringsten Hilferuf! Warum bist du nicht zu mir gekommen?“

Der gleichgültige Wind gab keine Antwort. Mila ließ die Schultern fallen, donnerte den Koffer auf den Sand und schloss die Augen. Erinnerungen aus der Kindheit tauchten auf. Mila wollte sie greifen, wollte Antworten, obwohl sie sie ahnte, spürte, im tiefsten Grunde ihres Herzens verstand.

Anna, die stets dem Tod so nah war ... Anna, mit der sie alles geteilt hatte, als sie Kinder waren ... jedes kleine Glück und jedes Leid, bis sie, Mila, weggegangen war.

Der Nieselregen wurde dichter, die vom Wind getriebenen Wolken türmten sich mächtiger über Mila auf, als die Wolkenkratzer in London. Das Meer brandete weiter wütend gegen die Klippen. Die Wildheit dieser Gegend wirkte bedrohlich. Sie kniff die Augen zusammen, hob den Kopf. Dort oben auf den Klippen, vor diesem riesigen, dunklen Gebäude, stand jemand und sah herab. Ihr stockte der Atem. Sie starrte zurück, auf den Mann, der dicht am Rand des Felsens stand.

Sie wusste nicht, wie lange sie einander ansahen. Wohl nur ein paar Sekunden. Einer solchen Konfrontation fühlte sich Mila mit ihrem wunden Herzen auch nicht länger gewachsen. Sie war froh über die Entfernung, denn wenn sie sein Gesicht nicht erkennen konnte, dann konnte er auch das ihre nicht sehen und nicht die Angst, die er in ihr heraufbeschwor. Aber dummerweise schien er der einzige Mensch in dieser tosenden Einsamkeit hier draußen zu sein. Sie fasste einen Entschluss.

Mila stemmte sich gegen den Wind, der das Meer unermüdlich gegen die Felsen peitschte. Sie zitterte vor Beklemmung und Kälte, und der Regen brannte neben der Trauer in ihren Augen. Schritt für Schritt erklimmte sie den rutschigen Pfad die Klippe hinauf. Schreie der hilflos im Wind treibenden Möwen fuhren Mila durch Mark und Bein. Das dunkle Haus verschwand zeitweise hinter scharf gezackten Felsen. Wie nackt stand das Gebäude auf den Klippen, da war nichts, was es beschaulicher machte, keine Farbe, Gewächse, oder ein Garten. Alt musste es sein – eindeutig.

Rauch stieg aus dem Schornstein, was nicht zum Gesamtbild passte, weil es Gemütlichkeit versprach. Von dem Mann keine Spur mehr.

Mila streckte ihre vor Kälte zitternden Finger nach der verrosteten Klingel aus. Wenigstens war sie hier vor dem unerbittlichen Wind geschützt.

Es drang kein Licht durch die winzigen Fenster, die Vorhänge waren zugezogen.

Plötzlich stand er vor ihr, so unerwartet, dass Mila zusammen zuckte und kein Wort hervorbrachte. Der misstrauische Blick des Mannes erschreckte sie.

Auch er gab keinen Ton von sich, sah sie nur an. Dann machte er einen Schritt zur Seite und ließ sie eintreten.

Zögerlich kam sie der unverhofften Aufforderung nach. War das ein Fehler? Doch der kalte Wind drückte. Da die Tür schmal war, musste sie sich dicht an ihm vorbeidrängen. Sie hatte Angst, er könnte irgendetwas Unerwartetes tun, deshalb wandte sie nicht den Blick von ihm ab. Er trug Jeans und T-Shirt. Auf seinen sehnigen Armen nahm sie irritierende Schatten wahr. Seine Brust hob und senkte sich. Mila schob sich weiter. Er roch wie das Innere des Raums, nach verrußtem Kamin, knarzendem Holz und einer herben Seife. Nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit. Ein niedriger Raum tat sich vor Mila auf. Der wuchtige Kamin, in dem ein offenes Feuer brannte, war die einzige Lichtquelle. Einfache Tische und Stühle standen kreuz und quer im Raum. Mila blieb wie angewurzelt stehen, weil aus einem versteckten Winkel ein bedrohliches Knurren kam.

Der Mann rief streng: „Diarmuid! Sei still.“

Mila zuckte erneut zusammen. Nun bemerkte sie den Hund. „Bleib in deiner Ecke!“ Der Hund parierte sofort. Mila wunderte sich nicht.

An der linken Seite stand ein schwerer Tresen. Das war ein Pub. Ein Ort, der versprach, Einsamkeit zu lindern. Mila atmete auf.

Der Mann verschwand hinter dem Tresen und machte es ihr leichter, aus ihrer stummen Erstarrung herauszufinden. Vorsichtig stakste sie mit steifen Beinen zum Feuer und streckte ihre kalten Hände aus. Sie spürte, dass der Mann sie immer wieder beobachtete. Er hantierte an so etwas wie an einer Kaffeemaschine, das einzig moderne Utensil hier. Sogar einen Milchaufschäumer gab es. Er stellte eine Tasse auf den Tresen. Wieder ein auffordernder Blick aus den ernsten Augen.

Sie schluckte. Er lehnte mit verschränkten tätowierten Armen vor einer Regalwand mit allen Sorten von Gläsern und sah sie an. Irgendwie wirkte er

lässig. Er hatte Tee für sie gemacht, der Kaffee auf der Ablage hinter dem Tresen war anscheinend für ihn selbst.

Mila war froh darüber, dass der Tresen sie von dem Fremden trennte, denn sie spürte eine Aggression in ihm, die sie vorsichtig sein ließ. Gleichzeitig strahlte er mit den feinen Gesichtszügen eine gewisse Sensibilität aus. Sie schätzte, dass er noch keine 35 Jahre sein musste, trotz der Falten rechts und links der Mundwinkel, die die rauen Stoppeln in seinem Gesicht nicht verdecken konnten. Das dichte braune Haar wies einen relativ modernen Schnitt auf ...

Mila war erstaunt über ihre Gedanken, am meisten jedoch darüber, dass sie fand, dass er gut aussah. Vielleicht begünstigte das der spärliche Schein des Kaminfeuers. Sie räusperte sich verlegen, zwang sich, den Blick abzuwenden und konzentrierte sich auf den Tee.

„Was hast du unten im Cottage zu suchen?“ Selbst seine tiefe Stimme fand Mila anziehend, trotz des barschen Tons.

Erst nachdem der Tee ausreichend ihre Kehle erwärmt hatte, konnte sie sprechen. „Ich möchte es mieten, für ein paar Tage. Kann ich das bei dir?“ Er legte die Stirn in Falten, beäugte sie wieder misstrauisch. „Du weißt, was da unten geschehen ist?“

„Ja, weiß ich. Anna war meine Schwester.“ Das Wort „war“ schnürte ihr schmerzhaft den Atem ab. Verlegen kämpfte sie gegen das Brennen in den Augen an.

Stille. Für lange Zeit. Keine höfliche Floskel wie: Oh, das tut mir leid, oder: Mein Beileid! Nur dieser misstrauische Blick.

„Du kannst auch in Coinneach wohnen. Da ist es gemütlicher.“

Sie wäre nie darauf gekommen, den Ortsnamen so auszusprechen! Ihr fiel ein, dass die Leute in Wales die gälische Sprache beherrschten.

Hundertprozentig auch er.

„Nein, ich möchte da sein, wo sich meine Schwester die letzten Monate ihres Lebens aufgehalten hat.“ Jetzt sah sie ihn fast herausfordernd an. „Von hier oben siehst du das Haus doch gut. Hast du sie gekannt?“

„Nein, das habe ich nicht!“ Das klang so scharf wie der Befehl für den Hund. Sie war etwas eingeschüchtert, blieb jedoch ganz direkt: „Du musst doch zumindest gesehen haben, was sie dort unten alles getan hat, den ganzen Tag, all die Wochen und Monate?“

Jetzt gab er seine lässige Haltung auf. Die Muskeln an seinen Armen mit den tätowierten Schlangen – die sie nun allzu deutlich erkennen konnte – spannte er an, als er sich auf den Tresen stützte. Nah kam er ihr – allzu nah.

„Wieso fragst du mich das? Hat sie dir das nicht erzählt – wenn sie deine Schwester war müsstest du es doch wissen.“

Milas Herz klopfte – aus vielerlei Gründen. Seinem Blick standzuhalten kostete sie Kraft. Natürlich wusste sie, dass Anna sich in das Cottage am Strand zurückgezogen hatte, um an ihrer Doktorarbeit zu schreiben, die sie all die Jahre vor sich hergeschoben hatte. Warum sie länger als ursprünglich geplant geblieben war, das war Mila nicht klar. Tatsächlich hatte sie sich von dem Fremden einen Hinweis erhofft.

„Vielleicht hatte deine Schwester einen Grund dafür, dir nichts zu erzählen. Vielleicht gilt es, das einfach zu respektieren.“ Wieder dieser barsche Ton. Aber Mila war kein Hund. „Heißt das, selbst wenn dir etwas aufgefallen wäre, wärst du nicht gewillt, es mir zu erzählen?“

Plötzlich wich er einen Schritt zurück. Aus einem Nebenraum kam jemand herein. Er hantierte hinter dem Tresen, verräumte irgendetwas. Milas Kopf fuhr herum – zu der Frau, deren grell-blondes Haar selbst im spärlichen Lichtschein leuchtete. Sie hantierte mit Eimer, Wischmopp und Reinigungsspray. Wenn sie sich bückte, gab sie die Sicht auf ausladende Brüste frei, die ihrem runden Po in dem engen Minirock in nichts nachstanden. Die Verwunderung über den Gast, der am Tresen saß und an einem Tee nippte, war ihr anzusehen. Vermutlich hielt sich zu dieser Tageszeit gewöhnlich kein Mensch hier auf, außer dem Mann mit dem Hund – vermutlich der Besitzer.

„Oh ... hallo!“, rief die blonde Frau überrascht. Sie gab Mila keine Gelegenheit zu antworten, denn sie wandte sich sofort an den Mann. „Das Geschäft fängt heute aber früh an!“

Er reagierte nicht. Mila sah, wie er eine Unmenge an rohem Fleisch in eine Hundeschüssel schaufelte, die er am Ende des Tresens auf den Boden stellte. Ein kurzer Pfiff, der graue Hund kam aus seiner dunklen Ecke und schmatzte sein Futter. Der Mann beobachtete ihn, während er die Blondine, die sich mit der Hand in der Hüfte vor ihm aufgestellt hatte, kaffeeschlürfend ignorierte.

Ihre Stimme klang seltsam schrill und aufgeregt. „Gawain, du musst Mausefallen im Saal aufstellen, die Dinger sind überall. Ich erschrecke mich zu Tode, wenn ich dort putze. Hörst du? Oder Diarmuid soll seinen faulen Hintern bewegen und sie fangen, anstatt dir ständig hinterherzutrotten!“

Trocken erwiderte Gawain: „Er ist ein Hund, keine Katze!“

„Wie auch immer. Du musst Mausefallen aufstellen. Hast du gehört? Ich bin jedenfalls fertig für heute.“ Sie blies sich eine Lockensträhne aus dem stark geschminkten Gesicht, ihre Aufmachung wirkte aufgrund der tüchtigen Art seltsam. Dann wischte sie sich die feuchten Hände am Minirock ab und angelte nach einer Lederjacke, die über einem Barhocker hing. Die grelle pinke Jacke verdeckte kaum etwas. Ob die Frau wohl so hinaus in die Kälte ging? Mila fror schon in ihrem dicken, grünen Parka, der weit über die Hüfte reichte.

„Ich muss nach Hause. Georgina ist schon wieder viel zu lang allein. Essen muss ich auch noch besorgen. Oder hast du noch etwas von der Erbsensuppe übrig?“

Er nickte stumm und die Frau verschwand in der Küche. Sie ging sehr vertraut mit Gawain um, vielleicht waren die beiden ein Paar? Und Georgina die Tochter? Unwillkürlich zuckte sie zusammen, als Gawain plötzlich den Kopf hob und sie ansah, als erriete er ihre Gedanken. Schnell senkte Mila die Lider. Gawain stieß sie gleichermaßen ab und zog sie an, und er schien das zu spüren, was Mila ärgerte. Sie sprang auf, wollte etwas sagen, doch er kam

ihr zuvor: „Annett fährt dich zu der Frau nach Nathdrack, die das Cottage vermietet.“

„Wie bitte?“ Annett stand mit offenem Mund auf einmal wieder im Raum. „Sie will das Cottage mieten?“

Gawain sah sie an. „Sie steht neben dir, du kannst sie selbst fragen!“

Annett fuhr aufgeregt zu Mila herum. Anscheinend war der Fremde zu niemandem freundlich.

„Meine Gute!“, rief sie. „Du musst wissen, vor ein paar Tagen lag da noch ne Tote. Die Polizei hat zwar veranlasst, dass das Cottage wieder sauber gemacht wird, aber auf dem Sofa sind immer noch die Flecken von dem Blut und von der Gehirnmasse, die rausgespritzt ist, weil die Verrückte sich ja unbedingt dort erschießen musste. Maisie, die Besitzerin, hat vier Mäuler zu stopfen, sie kann sich kein neues Sofa leisten, aber vielleicht ...“ Annett stoppte abrupt.

Schwer atmend ließ sich Mila auf den Barhocker sinken und starrte vor sich hin. Sie hob die Hände vor das Gesicht, um die Tränen, die unkontrolliert über ihre Wangen strömten, wegzuwischen. Wie peinlich.

Hilfesuchend sah Annett Gawain an, der aber stand auf der anderen Seite des Tresens, dicht bei Mila und starrte nur. So blieb auch Annett bewegungslos. Sie warteten einfach, bis Mila sich wieder gefasst hatte.

Gawain reichte ihr nicht einmal eine Serviette, obwohl ein Stapel direkt vor ihm auf dem Tresen lag und Mila wirklich eine hätte gebrauchen können.

Annett stöhnte, langte über die wuchtige Holzablage und gab Mila ein Tuch.

Dann legte sie tröstend ihre Hände auf deren Schultern. „Du kannst es dir ja noch überlegen, ob du das Cottage wirklich mieten willst, während ich dich zu Maisie fahre. Weißt du, es gibt noch etliche andere Ferienwohnungen und Bed & Breakfasts, vor allem drüben in Coinneach. Es würde dir dort richtig gut gefallen, da bin ich mir sicher. Ich habe kein Problem damit, dich hinüberzubringen.“ Mit sanftem Druck und mütterlicher Miene schob sie Mila zur Tür. Ihr Redefluss war haltlos und ehe Mila es sich versah, saß sie in

einem kleinen, roten Auto zwischen Bergen von Müll, halb aufgeessenen Burgern, leeren Plastikflaschen, Taschentüchern, Einkaufszetteln ...

Die Kupplung quietschte, dann holpterten sie auch schon den ungeteerten Weg entlang.

Kurz warf Mila einen Blick zurück, von Gawain und seinem Hund war nichts zu sehen, das düstere Haus am Ende der braunen, wogenden Heide stand unermüdlich einsam auf den Klippen und trotzte der wilden Natur.

Annett sprach es genau wie der Taxifahrer aus: Nathdrack – mit seltsam rauchigen Klang, der dem heruntergekommenen Dorf alle Ehre machte. Abermals verwundert betrachtete Mila die bizarre Ansammlung an einzelnen Gebäuden, die wie die Überreste eines verbrannten Waldes aus der grauen Erde wuchsen. Der überschwänglich orange-rosa Sonnenuntergang, der sich zwischen den Wolken am Horizont hindurchzwängte, ließ sie erscheinen, wie verhungerte Wesen mit scharfen Konturen. Ein kleines Kind, viel zu jung, um unbeaufsichtigt bei Minusgraden draußen auf dem freien Feld zu spielen, rannte einem Hund nach. Mila hörte auf, sich zu wundern.

In den letzten Tagen knallte alles auf sie ein wie ein Feuerwerk, zerriss ihre strenge Routine im Ballett, ihre Welt, die sie immer vor zu viel Realität geschützt hatte. Was Mila ausmachte, was sie beflügelte und motivierte, rann jetzt wie Wasser durch ihre Finger, was so immense Ängste auslöste, dass sie kaum mehr Luft bekam.

Sie dachte an Jakob, ihren Stiefvater. Er würde über sie lachen oder schlimmer noch, seine typisch verschlossene Miene aufsetzen und kein Wort zu ihrer Hilflosigkeit sagen. Das bewirkte stets, dass Mila mit Härte sich selbst gegenüber, reagierte. Nur Anna hatte Mila verstanden, obwohl sie anders damit umgegangen war, viel offensiver, sie hatte mit ihrem analytisch forschenden Verstand Lösungen gesucht. Sie hatte keine Scheu gezeigt, Leute anzugehen, bloßzustellen oder laut zu kritisieren, ganz nach dem Motto: Gerechtigkeit für alle. Das hatte wie das Banner eines in den Krieg ziehenden Ritters weithin sichtbar über ihrem Kopf geweht. Anna war von dieser

Gerechtigkeit besessen gewesen und das nur, weil sie Jakob liebte. Jakob, dem unaussprechliches Leid widerfahren war.

Für das kleine Mädchen Mila und auch für die Erwachsene, blieb er der Stiefvater, derjenige, der ihr im Grunde fremd war. Das hielt sie selbst vor Anna geheim, der es gelungen war, ihn als wahren Vater anzunehmen und sogar so zu lieben. Mila hatte stets Angst davor gehabt, dass Anna und die Mutter ihre Abneigung entdecken könnten.

Sie schämte sich, weil ihr Herz so sehr viel schwächer war als das von Anna. Liebe und Zusammenhalt, das kennzeichnete ihre Familie, man stand für sich ein, sorgte für den anderen, aufopferungsvoll, komme, was da wolle.

Mila war als Einzige aus diesem engmaschigen Gefüge ausgebrochen. Ihre Liebe reichte nicht aus. Sie wollte nur tanzen und hatte deswegen stets ein schlechtes Gewissen gehabt.

Mila stand in tiefster Nacht vor dem kleinen Cottage, im Hintergrund der schwarz glänzende Ozean, der sich inzwischen beruhigt hatte. Ab und an, je nach Laune der Wolken, zeichnete der Mond eine leuchtende Straße auf das Wasser, die einzige Lichtquelle, ansonsten überwältigende Dunkelheit. Der Schlüssel wog schwer in Milas durchgefrorener Hand. Sie konnte sich nicht überwinden, ihn zu benutzen. Da war eine Bank mitten auf der großen mit einer niedrigen Mauer eingezäunten Grünfläche vor dem Häuschen.

Ansonsten gab es hier nichts.

Sogar nachts leuchtete das Cottage weiß.

Dass Anna die Familie soweit hinter sich gelassen hatte, sah ihr nicht ähnlich. Zwei Monate hatte sie bleiben wollen und schreiben. Daraus waren letztendlich mehr als fünf geworden. Was hatte sie hier gehalten, was war stärker als der Familienkodex, die Liebe zu den Eltern, und das, obwohl es Jakob nicht gut ging? Besessenheit prägte Anna in allem, was sie tat. Sie war extrem, unbeugsam und unbeirrbar. Sie hatte nicht viel Zeit und das hatte sie immer angetrieben. Es war nie sicher gewesen, ob sie rechtzeitig ein

Spender-Herz bekommen würde. Und so balancierte sie wie ein Kind seit ihrer Geburt nah am Abgrund. Dann geschah das Wunder, das Licht kam zurück in ihr Leben: Ihr wurde ein Herz geschenkt. Das war wahre Dankbarkeit, eine Verbeugung vor dem Leben – vor Gott, wenn man an ihn glaubte. Tatsächlich zweifelte man in dieser Situation nicht mehr an ihm. Es gab einen Gott. Doch nur für kurze Zeit.

Annas Körper nahm das Herz nicht an, er kämpfte gegen das fremde Organ in ihrer Brust, das ihr doch das Leben retten sollte. Also blieb nur noch der altbekannte Tod. Wieder begann ein Wettlauf mit der Zeit, den abgrundtiefe Hilflosigkeit kennzeichnete. Medikamente. Aber wie lange noch?

Zitternd saß Mila auf der Bank. Die Kälte kroch durch das dicke Gewebe des Parkas bis unter die Haut und kühlte ihr Blut. Immer dieses schlechte Gewissen. Hatte sie die Zeit, die sie mit ihrer Schwester hätte haben können, vergeudet, weil sie tanzen wollte? Egoistisch. Das war sie. Die Mutter warf es ihr oft vor. Aber Anna kam zu jeder Premiere. Anna war immer da. Sie war jedes Mal übermächtig gerührt von Milas Tanz. Extrem eben in allem, was sie fühlte und tat ...

Mila saß Stunden auf der Bank. Körperlichen Schmerz konnte sie ausknipsen, wie sie es mit einer Nachttischlampe tat, sonst hätte sie nicht weit über ihre Grenzen hinaus tanzen können. Sanft das Rauschen des Meeres. Einschläferndes rhythmisches Klatschen. Wunderschön verschmolzen die verschiedenen Schwarztöne mit dem glänzenden Wasser, dazwischen das gleißende Licht des daumengroßen Mondes.

Mila wurden die Lider schwer. Schneeflocken tanzten vom stillen Nachthimmel, aber Mila bemerkte es nicht, sie schlief – tief und fest. Ihr Körper lechzte danach. Der Wind wiegte sie, das Rauschen des Meeres begleitete sie ...

Ein Hund bellte.

Mila war zur Seite gekippt, lag mit dem Kopf auf der Bank, es fiel ihr unendlich schwer, die Augen zu öffnen, obwohl eine feuchte, warme Hundezunge ihr quer durch das von der Kälte gefühllose Gesicht schlabberte. Endlich kam sie

zu sich und schaffte es, sich aufzurichten. Der Mann vor ihr half ihr nicht. Unverwandt sah er im Licht des Mondes mit ernster Miene auf sie herab. „Steh auf“, barsch klang das. „Eine Tote reicht ja wohl.“

Milas Finger schmerzten, als sie sich in das warme Fell des Hundes gruben. „Diarmuid! Hör auf damit!“, rief Gawain streng, da der Hund immer noch Mila anstupste und ihre Hände leckte. „Du hast dir wohl den Schlüssel geholt. Wo ist er?“

Angestrengt fächerte Mila die klammen Finger auseinander und war erstaunt, dass der Schlüssel sich noch immer darin befand. Gawain nahm ihn – eine flüchtige Berührung. Seine Fingerkuppen waren warm.

In einigem Abstand saß Diarmuid, ließ die Zunge heraushängen, was wie ein breites Grinsen aussah, und wedelte mit dem Schwanz. Die Zutraulichkeit des Hundes tat Mila gut.

Gawain schloss die Tür des Cottages auf. Licht quoll aus dem Haus. Sie sah ihn hinter den beiden Fenster im Inneren hantieren. Er kam wieder heraus, lief um das Haus, öffnete die winzige Tür des kleinen Anbaus. Dort wurde scheinbar Holz gelagert. Es klackte, als er die Scheite auf seinen Armen stapelte, dann ging er wieder ins Haus zurück.

Diarmuid blieb bei ihr, beäugte sie freundlich. Sie wusste, sie sollte aufstehen. Dass Gawain ihr helfen musste, als wäre sie eine alte Frau, das hätte ihr noch gefehlt.

Mila nutzte seine Abwesenheit, um das Stehen auf ihren steif gefrorenen Beinen zu erproben. Tränen schossen ihr in die Augen, so schmerzhaft fühlte sich das Laufen an. Sie wartete, bis das Blut zurück in die Füße floss. Bald würde es gehen.

Gawain stand im Türrahmen und sah ihr entgegen. Fest biss sie die Zähne zusammen, diese wenigen Meter würde sie ja wohl schaffen. Zittrig wie eine Hundertjährige, so fühlte sie sich. Gawain kam nicht heraus, er wartete.

Wieder tat er nur einen geringfügigen Schritt zur Seite, sodass sie dicht an ihm vorbei ins Innere des Hauses schlüpfen musste. Dieses Mal konnte sie sich nicht beeilen – ihre Beine ließen es nicht zu. Als sie direkt neben ihm

stand, hielt sie inne und sah ihn an. Vielleicht, weil sie Angst hatte, ihren Blick schweifen zu lassen. Sein ernstes Gesicht, auf dem ein fast abfälliger Ausdruck lag, gab ihr seltsamerweise Kraft.

„Danke schön – ich bin irgendwie eingeschlafen.“ Es klang wie ein Flüstern, ihre Stimme gehorchte ihr nicht.

Sein Geruch war ihr inzwischen fast schon vertraut. Schwer hob und senkte sich seine Brust unter dem T-Shirt, deutlich sah sie das, denn seine Jacke stand offen. Mila spürte seinen warmen Atem. Er wich nicht zurück. Sie bemerkte sogar, dass er sich entspannte. Die Ernsthaftigkeit wurde weicher, obwohl das Misstrauen blieb.

„Du musst dich nicht bedanken. Wenn du erfroren wärst, hätte ich schon wieder die Polizei am Hals gehabt. Darauf habe ich keine Lust! Wenn du dich auch umbringen willst, dann mach das woanders. Tu mir den Gefallen.“ Er sah sie an, als wolle er sich vergewissern, dass sie ihn verstanden hatte. Sie antwortete nicht, ihr Blick glitt allmählich ins Innere des Hauses, bis er am Sofa, das mitten im Raum stand, haften blieb.

Er räusperte sich. „Bald wird es wärmer. Du musst aber Holz nachlegen.“ Sie nickte nur, er folgte ihrem Blick, wusste genau, was sie anstarrte. Dann war er weg.

Eine ausladende Patchwork-Wolldecke verdeckte die Polster.

Anna ...

Mila ließ den Kopf hängen, das Erfrieren hatte alle Lebensgeister in ihr lahmgelegt. Sie wollte nichts denken, nichts fühlen, sich vorstellen wie Anna ... Sie suchte ein Bett. Im Grunde gab es nur die Küche mit einem Esstisch und dem Sofa, ein winziges Badezimmer und ein schief geschnittenes Schlafzimmer. Dort ließ sie sich auf das altmodische Bett fallen und schaffte es gerade noch sich zuzudecken, bevor sie in einen bleiernen Schlaf fiel.

Der Morgen war eiskalt, grelles Licht fiel durch die Fenster ins Cottage und die uneben gekalkten Wänden blendeten. Mila rieb sich lange nach dem Aufwachen noch die Augen – trotzdem sah sie überall Anna.

Ein beständiges Drücken im Kopf beeinträchtigte ihre Stimmung. Ihr Körper, wieder starr vor Kälte, war eine Last, sie schleppte sich durch das stille Cottage.

Im Badezimmer – eher eine Nische in der Wand mit schlecht renovierter Duschkabine als ein Raum – schaute ihr eine leichenblasse Frau aus dem Spiegel entgegen. Eingefallene Wangen und große dunkle Augen klafften im ovalen Gesicht. Ihr Haar stand wirr ab, die Bürste befand sich im Koffer und der stand neben dem Sofa, auf dem es passiert sein musste ... ihn hereinzutragen war die einzige Höflichkeitsbezeugung gewesen, die Gawain erübrigen hatte können. Mila band sich das schwarze Haar schnell zu einem Knoten auf dem Hinterkopf zusammen. Für Balletttänzerinnen gehörten diese Handgriffe zur täglichen Routine, auch wenn die Bedingungen durch ihre kalten Finger erschwert wurden.

Zähneputzen, duschen, Kleider wechseln, etwas essen – diese Alltagshandlungen passten nicht in dieses unbeschreibliche Haus, in dem ihre Schwester – ihre Anna – Unfassbares getan hatte.

Mila tapste zum Ofen, vielleicht, wenn ihr ein bisschen wärmer wurde, konnte sie sich selbst und ihre Bedürfnisse wieder mehr spüren.

Es lag noch genügend Holz vor dem wuchtigen Eisending und außerdem rechteckige Kohlestücke, auch Streichhölzer und undefinierbare Klumpen, wahrscheinlich Grillanzünder, hatte Gawain zurechtgelegt.

Sie fuhrwerkte herum, das Feuer wollte nicht brennen und sie sich nicht eingestehen, dass sie zu ungeschickt war. Anna hatte es doch auch geschafft.

Irgendwann gab sie es auf, wandte sich, mit flauem Gefühl im Magen, dem Sofa und dem Koffer zu, in dem sie nach frischer Unterwäsche und einem

dicken Pullover kramte. Während sie sich umzog, stieß sie an die Couch. Die Patchwork-Decke verrutschte. Mila stockte der Atem.

Dunkel, aber übermächtig groß breitete sich ein Fleck mit sonderbar ausgefranstem Muster am Rand über alle Polster aus.

Mila fand sich draußen auf der grünen Fläche vor der Bank wieder, die Magenkrämpfe waren übermächtig ...

Das Meer brandete an den Strand, in immer demselben Rhythmus, auf den sie sich konzentrierte, mehr konnte sie nicht tun. Eine graue Einheitssuppe: Wolken, Himmel, Wasser, nur die Klippen waren schwarz und dieses Rauschen. Wo war ihr Disc-Man? Ihre Musik? Sie nahm all ihren Mut zusammen und wagte sich wieder ins Haus, nahm ihren Parka, die rostrote Wollmütze, den Schal und ihre Umhängetasche, in der sich Geld und der Disc-Man befanden.

Dann schlug sie hastig die Tür hinter sich zu, als gelte es, wie ein Kind vor alpträumhaften Wesen zu flüchten. Oben auf den Klippen an der Straße, war so etwas wie ein Bushaltestellen-Schild in die Erde gerammt worden. Ein einbetonierter Stab in einer wankenden Welt aus in sich zerlaufenen Aquarellfarben.

Mila – schwer atmend vom Aufstieg, obwohl sie vom stetigen Balletttraining gut in Form war – wollte herausfinden, ob der Fahrplan versprach, was er an anderen Orten hielt: Nämlich das irgendwann ein Bus vorbeikam.

Tatsächlich musste sie nur eine halbe Stunde warten. Welch Glück, im Drei-Stunden-Takt wurde ihr also eine Art Flexibilität angeboten, die sie zumindest nach Coinneach brachte.

Während sie sich neben dem Bushaltestellen-Schild die Beine in den Bauch stand, äugte sie zu dem schwarzen Gebäude rechts von ihr hinüber. Doch nichts regte sich. Keine Spur von Gawain und seinem grauen Hund. Hatte die Putzfrau nicht von einem Saal gesprochen? Das Pub wirkte einschüchternd einsam. Mila konnte sich nicht vorstellen, dass es Gäste oder gar ganze

Gesellschaften zum Feiern in den dunklen Schlund des düsteren Gemäuers verschlug ...

Sie setzte sich die Kopfhörer auf. Die Musik half ihr die halbe Stunde in der Kälte auszuharren und nicht allzu oft die Gedanken auf den Blutleck am Sofapolster zu richten. Sie half ihr, ihre Fantasie zu übertönen, die Bilder erschuf, die unerträglich waren. Sie hasste den Druck im Kopf und im Magen. Ach, wenn sie doch nur tanzen könnte.

Coinnach war ein bunt gewachsenes Dörfchen mit mittelalterlich anmutenden Gässchen, verwitterten Türmchen, kleinen Brücken, alten Bäumen, umrundet von idyllischen Plätzen im Stile von Drehorten in Wohlfühl-Filmen. Liebevoll restaurierte Häuser in Pastellfarben, umdekoriert zu gemütlichen Cafés, Fisch- und Muschelrestaurants oder zu kreativen Läden, wo Kunst oder Schmuck angepriesen wurden. Und das alles direkt am goldglitzernden Strand mit rauschendem Ozean und kreischenden Möwen.

Ein Ort, der nicht zu Milas innerer Verfassung passte.

Nach etlichem Fragen fand sie in einer verwinkelten Gasse das Polizeirevier. Es sah behaglich aus, mit Holzbalkendecke und vielen Pflanzen. Die wurden in diesem Moment von einem älteren Polizisten sorgsam beschnitten.

Zunächst wunderte der sich über Mila – anscheinend war er Fremde hier auf dem Revier nicht gewöhnt – und nur widerwillig ließ er von seiner Tätigkeit ab.

Sie stellte sich vor, Mila fühlte sich von der resoluten Art des

Polizeiobermeisters Jack O`Neill ein wenig eingeschüchtert und störte sich am aufdringlichen Klotzen eines bemuskelten Jungpolizisten in einem viel zu engen Hemd. Als der sie in ein Verhörzimmer lotste, gab er sich übertrieben cool. Mila befand sich wirklich am Ende der Welt im kleinsten Provinznest, wo jeder fremde Mensch von der Eintönigkeit abzulenken schien. Auch in diesem Raum gab es eine Vielzahl von Topfpflanzen und Kakteen, eindeutig ein Hobby des Polizeiobermeisters ...

Sie durfte neben einer riesigen Bananenpflanze Platz nehmen.

„Wir haben uns noch nicht vorgestellt, Ms. Sullivan, ich bin Police Constable Ted O`Neill, der zuständige Polizist für diesen ... nun ... ähm ... Fall!“

Keine Spur von routinierter Souveränität, nur männlich, dörfliche Protzigkeit.

„Genau wie ich.“ Eine selbstbewusst auftretende Polizistin stand plötzlich vor Mila. Sie war zwar auch jung, jedoch wirkte sie vertrauenserweckender, sodass Mila den halbstarken Polizisten, der damit zu tun hatte, übertrieben lässig auf der Tischkante zu sitzen, schnell ignorierte.

„Ich bin Police Constable Sybil Benson und möchte Ihnen gern mein Beileid aussprechen, Ms. Sullivan.“ Die Polizistin nahm ihr gegenüber Platz.

Mehr als ein kurzes Lächeln zum Dank brachte Mila im Moment nicht zu Stande.

Constable Benson, die Mila Zeit gab, um anzukommen, fuhr langsam fort:

„Die Todesursache von Ms. Anna Sullivan haben wir Ihrer Mutter ja bereits mitgeteilt. Also, ich meine ...“ Sie räusperte sich, ihr Blick wurde eindringlich.

„Es liegt nahe, dass Ms. Anna Sullivan Suizid durch Erschießen begangen hat ...“

Sybil Benson setzte eine professionelle Miene auf. Trotz ihres jungen Alters besaß sie offenbar das Selbstbewusstsein, auch schwierige Aufgaben meistern zu können. „Nun, es ist so, dass die Verstorbene gerade in das Institut für Rechtsmedizin gebracht wird, indem ein Todesermittlungsverfahren durchgeführt wird. Dabei nimmt ein Rechtsmediziner eine genaue Untersuchung der Verstorbenen vor, um die Todesursache abschließend zu bestimmen. Da es sich um einen nicht-natürlichen Tod handelt – also einen Tod durch offensichtliche Gewalteinwirkung – mussten wir dies der zuständigen Staatsanwaltschaft melden.“

Mila zeigte keine Reaktion und Police Constable Sybil Benson sprach weiter:

„Auch wenn das Todesermittlungsverfahren noch läuft – der Leichnam also beschlagnahmt ist – ist es sinnvoll, bereits die Überführung nach London vorzubereiten, sowie die dortige Bestattung, schließlich sind viele Dokumente zu besorgen und Formalitäten zu erledigen.“ Constable Benson stoppte, denn Mila gebot ihr mit einem verwirrten Gesichtsausdruck Einhalt.

„Wie meinen Sie das? Der Leichnam ist beschlagnahmt?“

Sybil Benson räusperte sich. „Nun, genauso wie ich es gesagt habe, im Institut für Rechtsmedizin wird das Todesermittlungsverfahren durchgeführt ...“

„Ja, ja, das habe ich ja verstanden! Aber sehen Sie ...“ Mila spürte wie ihre Lippen zitterten, angestrengt suchte sie nach den richtigen Worten.

Sybil Benson blieb respektvoll und gab ihr wieder Zeit.

„... ich bin hier, um meine Schwester mitzunehmen, genau wie Sie sagten, um sie nach London zu überführen. Ich dachte, Sie helfen mir dabei. Aber jetzt höre ich beschlagnahmt und ...“ Mila versuchte, die Überforderung, die in ihr aufstieg, aus den brennenden Augen zu wischen. „Hören Sie, ich muss bald wieder zurück nach London, aus beruflichen Gründen. Ich kann nicht lange wegbleiben. Was denken Sie, wann werde ich den Leichnam meiner Schwester mitnehmen können?“

Police Constable Benson straffte ihr Rückgrat, auch bei ihr saß die Uniform straff, und obwohl sie tat, als hätte Mila noch nicht richtig begriffen, um was es ging, blieb sie weiterhin respektvoll. „Nun, Ms. Sullivan, Sie können uns helfen, das Todesermittlungsverfahren zu beschleunigen, deswegen haben wir Sie hauptsächlich aufs Revier gebeten. Mein Kollege und ich ...“ Sybil warf einen kurzen Blick auf Ted O`Neills machohaft verzerrte Miene und rollte mit den Augen.

„Ted, wärs't du so nett?“ Sie deutete mit einer energischen Geste auf einen Stapel Papiere.

Mila wartete genauso wie Constable Benson ab, bis sich Ted lässig von der Tischkante auf einen Stuhl fallen ließ, um die Mitschrift zu machen. Damit sich annähernd das Gefühl in professionellen Händen zu sein, einstellte, versuchte sich Mila weiterhin auf die Polizistin zu konzentrieren.

„Nun, mein Kollege und ich wollen Ihnen gern ein paar Fragen bezüglich Vorerkrankungen oder Erbkrankheiten der Verstorbenen stellen. Da wir etliche Medikamente, u. a. Immunsuppressiva, bei Ihrer Schwester gefunden haben, gehen wir davon aus, dass sie schwer krank war?“

Mila nickte. „Sie hatte einen Herzfehler, schon von Geburt an. Wir hatten alle gehofft, dass die Herztransplantation vor ca. 15 Monaten ihr Leben retten würde, aber ... dem war nicht so. Es war eine Frage der Zeit, bis ihr Körper vollständig gegen das fremde Organ rebellierte.“

Die Polizistin kaute auf ihrer Unterlippe und sah wieder hinüber zu Constable Ted O'Neill. Der fuhr sich gerade über der gekräuselten Stirn durch das gegelte Haar. „Ted, schreib auf: Die Krankenakte der Verstorbenen muss angefordert und die zuständigen Ärzte befragt werden.“ Die runden Wangen der Polizistin zeigten eine gesunde Farbe. Sie schien voll in ihrem Element zu sein. „Was hat Anna Sullivan so schwer krank eigentlich in diesem Ferienhaus am Meer – fernab von allem – für so lange Zeit getan?“

Mila zögerte mit der Antwort. Das hätte sie auch gern gewusst. „Sie wollte ihre Doktorarbeit schreiben“, hörte sie sich schließlich sagen.

Sybil Benson runzelte die Stirn: „Sie meinen, eine schwerkranke Frau wählt die Einsamkeit, um an etwas zu arbeiten, dessen zukünftige Früchte sie höchstwahrscheinlich nicht mehr ernten kann?“

„Ja.“ Milas Stimme klang im Gegensatz zu der kräftigen von Sybil Benson zaghaft.

„Aber, Ms. Sullivan, entschuldigen Sie, das verstehe ich nicht ganz. Ich meine, verstehe die Motivation Ihrer Schwester nicht, das zu tun.“

„Ja natürlich. Sie haben meine Schwester Anna ja auch nicht gekannt, oder? Wissen Sie, wenn man so lange mit dem Tod verhandeln muss, dann ist er irgendwann nicht nur ein Übel, sondern ein guter Bekannter, ein Freund, mit dem zusammen man einfach versucht, weiterzuleben und zwar mit aller Kraft. Man versucht das zu tun, was einem als das Wichtigste erscheint. Als das Sinnvollste. Und für Anna war es ihre Doktorarbeit – die ihren Tod überdauern sollte. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte, die Erforschung der Vergangenheit, um die Gegenwart zu verstehen und für die Zukunft ...“ Mila suchte nach den richtigen Worten. „Ja ... um ... wie das Licht eines Leuchtturms für andere hell zu scheinen, damit sie ...“ Mila brach ab, schon wieder drohten Tränen. „Sie war besessen, das war sie schon immer.“

Sybil Bensons benötigte einige Zeit, um das einzuordnen, die nutzte Mila, um sich wieder zu fangen.

„Besessen wovon?“

Mila stöhnte, als hätte sie körperliche Schmerzen. „Von den Schatten der Menschheit. In ihrer gesamten Bandbreite. Wir sind am Ende des 20. Jahrhunderts. Die letzten 100 Jahre gaben Anna Stoff genug für dieses Vorhaben.“

Jetzt schien sich Police Constable Ted einmischen zu wollen. Mit geschwollener Brust richtete er sich auf wie ein Gockel mit aufgestelltem Hahnenkamm, sein Ton war wichtigtuersch. „Das ist ja alles schön und gut, Ms. Sullivan. Aber wie erklären Sie sich die Tatsache, dass wir keine Doktorarbeit gefunden haben. Nicht ein Blatt davon, nicht mal die kleinste Notiz?“

Mila hob den Kopf und für Sybil Bensons Geschmack überlegte sie wahrscheinlich viel zu lange. „Dann denke ich, dass sie die Arbeit beendet und an die Uni geschickt hat!“

Sybil lehnte sich zu Ted, tippte energisch auf das Papier, weil ihr diese Information offenbar sehr wichtig erschien: „Dann müssen wir in dieser Beziehung Erkundigungen einholen, ich meine bei der entsprechenden Universität in London – an der Ms. Anna Sullivan auch gearbeitet hat?“

Mila stöhnte wieder leise. „Hören Sie, ich hatte noch keine Gelegenheit zu frühstücken. Ich fühle mich nicht allzu gut.“

Ted sprang sogleich auf: „Kein Problem, Ms. Sullivan, ich hole Ihnen etwas! Wir haben Ihnen ja auch gar keinen Kaffee angeboten! Ich kann Ihnen einen leckeren Cappuccino aufbrühen?“

Mila nickte ihm höflich zu, was sein Machogehabe beim Hinausgehen noch befeuerte.

Sybil blieb am Ball, sie war anscheinend nicht gewillt das Verhör abubrechen. „Ms. Sullivan, ich kann mir vorstellen, wie viel Kraft der Schock und die Trauer um den Tod Ihrer Schwester Sie kosten müssen, aber ich bitte

Sie inständig, mit uns zusammenzuarbeiten, wenn Sie wollen, dass der Totenschein bald ausgestellt werden kann.“

Mila spürte, wie sie erblasste und die nächste Frage trug nicht dazu bei, dass sich ihr Zustand verbesserte.

„Wie würden Sie Annas Beziehung zu Ihrer Familie beschreiben?“

Mila riss sich zusammen: „Im Leben meiner Eltern drehte sich alles um Anna. Wie würde es ihnen ergehen, ein todgeweihtes Kind zu haben, das mehr Zeit bei Ärzten verbringt als Zuhause?“

„Was bedeutete das für Sie? War das schwer zu ertragen – vorrangig als Sie noch klein waren?“

Ein überzeugendes Nein folgte. „Anna war meine ältere Schwester. Sie kümmerte sich um mich, trotz ihres Zustands – sie schien hellseherisch zu spüren, was ich brauchte. Und das gab sie mir, mehr als meine eigene Mutter. Meine Schwester fühlte alles intensiver. Die Bedürfnisse der anderen, Liebe, Freundschaft, Glück, Leid, Hass ...“

Sekunden verstrichen ...

Mila fiel in sich zusammen, aber die Polizistin zeigte kein Erbarmen. „Ihre Schwester hatte eine Tätowierung.“ Sybil deutete auf ihren linken Unterarm.

„Genau hier war eine Nummer eintätowiert. Was bedeutete die?“

„Eine Tätowierung?“

Ted polterte mit einer Tasse seines heiß aufgegossenen Cappuccino-Pulvers herein und triumphierend, als hätte er in der kurzen Zeit ein wildes Tier erlegt, stellte er einen Teller mit einem Croissant vor Mila ab. Offensichtlich war er enttäuscht, als Mila seine Heldentat ignorierte, denn plötzlich war sie aufgewühlt. Immer wieder die nervöse Bewegung, bei der sie sich mit der Hand über das Gesicht fuhr, als müsste sie sich etwas wegwischen. „Was für eine Nummer?“

Polternd die Stimme von Sybil Benson: „25 101“.

Schweigen.

„Ms. Sullivan, lassen Sie uns offen sprechen. Solche Nummern wurden den Häftlingen vor über 50 Jahren in Konzentrationslagern gestochen.“ Sybil

verrenkte sich fast um Milas Blick einzufangen. „Waren Ihre Vorfahren jüdisch, Ms. Sullivan?“

Ein zaghaftes Kopfschütteln nach einer Ewigkeit. „Nein, aber mein Stiefvater ist Jude.“ Mila tat sich schwer mit den nächsten Worten: „Anna identifizierte sich stark mit dem Schicksal meines Stiefvaters – ein Holocaust-Überlebender. Ich kann es mir nur damit erklären, dass das Tattoo daran erinnern sollte.“ Mila spürte, wie das Sybil Benson nicht reichte, deshalb fuhr sie fort. „Die Erinnerung sollte nicht verblassen – auch davon war sie besessen. Wissen Sie, Ms. Benson, man hat mir einmal gesagt, dass in den meisten Familien von Überlebenden eins der Kinder die Rolle einer „Gedenkkerze“ für alle im Holocaust umgekommenen Angehörigen bekommt und dass ihm die Last aufgebürdet wird, an der inneren Welt der Überlebenden Anteil nehmen zu müssen. Diesem Kind wird die besondere Aufgabe übertragen, jenes Verbindungsglied zu sein, das einerseits die Vergangenheit bewahrt, andererseits jedoch die Verbindung zur Gegenwart und Zukunft herstellt.“ Wieder war da diese Wut, die Mila nur allzu bekannt war. „Aber das hätte er nicht tun dürfen. Anna war nicht stark genug ... Deshalb gebe ich ihm die Schuld.“

„Die Schuld an was?“ Sybil Benson wirkte fasziniert. Mila fühlte sich an eine Schaulustige bei einem Unfall erinnert und wollte das Gespräch jetzt am liebsten beenden.

„Das hätte ich nicht sagen dürfen. Jakob hat viel durchgemacht, vielleicht wollte er das auch nicht, ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung, was das alles bedeuten soll und weshalb sich Anna umgebracht hat. Ich weiß es einfach nicht. Ich war immer viel zu weit weg. In meiner eigenen Welt.“

Sie sahen sich an. Sybil Bensons Stimme klang jetzt mitfühlend: „Und wollten von dieser vergangenen Welt nichts wissen?“

Wieder Schweigen.

„Bitte – ich möchte kein Mitleid. Ich weiß nicht, was das alles hier bringen soll. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir so schnell wie möglich die Erlaubnis geben, meine Schwester mit nach London zu nehmen, um sie zu

beerdigen.“ Milas Blick heftete sich auf den muskulösen Jungpolizisten, der sie mit hängender Unterlippe anstarrte.

„Ich möchte jetzt sehr gerne gehen.“ Schnell warf Mila sich den grünen Parka über und wartete, bis Ted O`Neill seine Coolness vergessend, sie hinausbegleitete.

Police Constable Benson wurde mit nachdenklichem Blick zurückgelassen.

Draußen wirbelten abermals Schneeflocken vom Himmel. Ganz still tanzten sie durch die schmalen Gassen, ein weißer, wirbelnder Vorhang, der am Boden augenblicklich schmolz.

„Ms. Sullivan, ich wollte Ihnen noch danken, dass Sie gekommen sind und uns Rede und Antwort gestanden haben. Ich kann mir gut vorstellen, wie viel Kraft das alles kostet.“

Mila zuckte zusammen, sie hatte sich bereits allein gewöhnt. Sie blinzelte mehrmals die Schneeflocken aus den Augen, um die verschwommene Gestalt der Polizistin, die aus der grüngestrichenen Tür des Reviers herausgetreten war, sehen zu können.

„Ich werde Sie so schnell wie möglich benachrichtigen, wenn die Staatsanwaltschaft die Verstorbene freigibt. Und die persönlichen Sachen, die wir gefunden haben, werde ich Ihnen auch vorbeibringen.“

Auf Milas Wangen waren die warmen Spuren, die die Tränen gerade hinterlassen hatten, noch zu spüren. Aber vielleicht war es die Freundlichkeit der Polizistin, der man ansah, was sie dachte und fühlte, jedenfalls schämte sie sich nicht.

„Wo werden Sie wohnen, Ms. Sullivan? Ich kann Ihnen etwas empfehlen, Coinneach ist voll von ...“

„Nein, danke.“ Milas Worte vermischten sich mit dem verhaltenen Brodeln des Meeres hinter all den nostalgischen Mauern und den Klageschreien der Möwen. „Ich habe das Cottage am Strand gemietet, in dem meine Schwester wohnte.“

Da war es Mila, als würde Ms. Benson aufhorchen. „Ach so, aha, so weit draußen. Ach wirklich, wo Ihre Schwester ... dort ist doch nichts außer ...“ Ihr Blick wurde eindringlich. „Außer das alte Pub von Gawain Jones.“

Nun schien sie tatsächlich besorgt: „Überlegen Sie es sich, Ms. Sullivan. In Coinneach gibt es süße, kleine Hotels und Pensionen. Touristen lieben es und wenn Sie etwas brauchen, sind Sie hier im Ort besser dran.“

„Ich weiß, das habe ich inzwischen mehrmals gehört“, murmelte Mila.

„Wenn Sie Hilfe brauchen, wird Sie dort draußen niemand hören.“

Mila blickte überrascht auf: „Wieso sollte ich Hilfe brauchen?“

Sybil Benson, sehr energisch in ihrer Art, begann tatsächlich zu stottern.

„Nun wenn Sie stürzen, die Klippen sind glitschig, oder wenn Ihnen die Milch für den schwarzen Tee ausgeht. Was weiß ich. Hier ist meine Telefonnummer, Sie können mich jederzeit erreichen.“

Wie fürsorglich. Mila wunderte sich, während sie das Visitenkärtchen an sich nahm.

„Passen Sie auf sich auf“, war das Letzte, was sie hörte und wie ernst das klang. Mila runzelte die Stirn. Dann ließ die Polizistin sie allein.

Vertraue niemandem.

Wieder irrte Mila orientierungslos durch die verwinkelten Gassen, die plötzlich zu schwanken begannen, als befände sich Mila unter Drogeneinfluss. Die tief hängenden Regenwolken erdrückten das Dörfchen förmlich. Ihr Herz pochte, sie versuchte, den Weg zurück zur Bushaltestelle zu finden. Ein Schrei hallte durch die Gassen. Blitzschnell drehte sich Mila um sich selbst ... Ein Fensterladen schlug gegen die Wand, ihr Kopf fuhr herum. Dann, am Ende der Gasse, rannten Kinder vorbei. Huschende, kichernde Schatten. Bekannte Fantasiegebilde stiegen vor ihrem inneren Auge auf – so intensiv fühlten sie sich an, als hätte Mila sie erlebt. Selbst in ihren Träumen ...

„Traue niemandem!“ Jakobs Stimme echote von allen Seiten. Sie wurde wütend. So wütend. Seine Botschaften hatten sich eingebrannt. Wehren half nicht. Angst. Immer Angst. Obwohl es offensichtlich nichts gab, was sie

fürchten musste. Sie biss in ihre Faust, bis es schmerzte. Das tat sie immer, wenn diese Angst auftauchte. Zu Schreien hatte sie sich noch nie getraut. Dieses Mal biss sie stärker zu, blaurot färbten sich die Stellen, an denen die Zähne in die Haut schnitten.

25 101.

Zahlen, die sie von klein auf mit Jakob verband, auf der weichen Haut seines Unterarms. Niemals verblassten sie, gewaltvoll eintätowiert blieben sie auf ewig. Wie oft war sie den Zahlen nachgefahren, als kleines Mädchen, mit unschuldigen, tapsigen Fingern – ohne zu ahnen, welches Leid, welcher abgründige Schrecken sich dahinter verbarg. Nur Jakobs große Augen, tief in den Höhlen, erzählten davon, immer wenn sie hineinsah. Solange, bis sie genau das vermied. Ohnmächtiger konnte niemand in den verkrüppelten Klauen der Vergangenheit stecken als Jakob und somit all seine Lieben, allen voran Anna ...

Ein schmatzendes Geräusch riss Mila aus ihrem Gedankensumpf.

Erschrocken hob sie den Fuß. Sie war auf eine tote Möwe getreten oder eher auf deren Überreste. Verwesungsgeruch. Mila hielt die Luft an. Sie ging weiter. Wenigstens befand sie sich wieder im Hier und Jetzt, spürte die Schneeflocken auf ihrer kalten Haut, hörte ihre Schritte durch die stillen Gassen hallen, roch die salzige Meeresluft.

Sie verspürte das Bedürfnis, zum Meer zu gehen, den Blick zu weiten, freie Luft zu atmen. Kreischende Möwen begleiteten sie. Dort unten gab es einen Pier. Er ragte ins aufgeraute Wasser hinein, hinter dem breiten, einsamen Strand. Ein beruhigendes Bild. So friedlich. Nach und nach knipsten sich die Fantasien in Milas Kopf aus wie Glühwürmchen, die verglühten. Hinter einer niedrigen Mauer, die den breiten Strand von der Straße des Dorfes abgrenzte, setzte sie sich auf einen glattgeriebenen, wuchtigen Stein. Ihr Blick wurde weit, die Linie am Ende des Meeres verschmolz mit dem Grau der Wolken. Sie war damals rechtzeitig aus ihrem Zuhause geflohen, anders als Anna, die zu alledem geworden war. Es gab keinen Unterschied mehr, keine